

Michaelstr. 56/58
Glasschleiferei
Gartenglas
Schaufenster
entglas sowie sämtliche
billigsten Preisen.

abrennen
bach
Christi Himmel-
ren, 8 Rennen
Preise
ndarte

hafte weiflig,
mufft's weiflig
federn-
maschine,
t habe,
neu.

www
Telefon 5595
stenlos!

pisten
sjähriges Fest
ersammlung.

Königspa-
m Schützen-
ern Bürger-
ter, den Jubi-
Anschließend
Jhr

ng. 15 Uhr
holen der

ball
ößerten Lokale
am Zuge be-
hkeiten.

Vorstand.

Straberg!

ertus-Schützen-Verein
g und Sonntag, den

tungsfest

t Gottestracht,
selbst u. Ehrung der
Kriegsgedenkmal, dann

zen

ur Hochamt und Got-
hr Festzug mit Farnes
und Preisvogelschießen

ball

ntree, kein Tanzgeld,
Der Vorstand.

artenwirtschaft
Straberg.

ntag, dem 26. Mai

gs-Musik
rkegelin.

en und Getränke ist

cher Korn

Mk. 2.00
ker, Neuß
Niederstr. 44
5306

ler
F JUNIOR

Neuß,
Ruf 4775

enzen

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 21 — Sonntag, 26. Mai 1935

Stilleben.

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,
die Fluten hört man rauschen schon,
da zieht er her die breite Bahn,
ein altes Städtlein hängt daran
mit Türmen, Linden, Burg und Tor,
mit Rathaus, Markt und Kirchenchor.
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
der gold'ne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
sieht man, den Römer in der Hand,
und über ihm sehr stille steht
das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! nur auf der Klosterau
keift fernhin eine alte Frau;
im kühlen Schatten nebedran
dumpf donnert's auf der Kegelbahn.

Gottfried Keller.

Glück im Haus.

Bauernskizze von F. Schröngamer (Heimdal).

Tobias Taubenmerkel ging mit schweren, bedachtsamen Schrit-
ten vom Hof zur Scheune, von der Scheune zum Stall, vom Stall
zum Schuppen, zum Backofen, zum Bienenstand, zum Schaf-
pferch ... Ueberall tat er etwas Unsinniges, denn mit dem
Kopfe war er nicht bei der Sache. Seine Gedanken kehrten
immer wieder zur Stube zurück, wo die weise Frau eben ihres
Amtes waltete, zur nämlichen Stube, in der alle Taubenmerkel,
auch er selbst, das Licht der Welt erblickt hatten.

Und das war eine lange Reihe. Vierhundert Jahre lang
Taubenmerkel, nichts als Taubenmerkel auf dem nämlichen Hof,
alles schwere, gewichtige Kerle, keiner unter sechs Schuh.

Mit solcherlei Gedanken beschäftigt, setzte sich Tobias end-
lich auf den Hackstock beim Holzschuppen und nahm eine kräf-
tige Prise. Aber er merkte in seiner Aufregung gar nicht, daß
er statt des Schnupftabaks das Fläschchen mit Insektenpulver
erwischte und das duftige Gestäub in die Nase zog. Denn seine
Gedanken waren schon wieder drinnen, in der Stube. Seine Füße
aber gingen vom Hackstock zum Schafpferch, vom Schafpferch
zum Bienenstand ...

Vor dem Hoftor blieb er stehen, verschränkte die Arme vor
der breiten Brust und las zum siebentausendsten Male den alten
Spruch, der da im Balken stand:

Tobias Taubenmerkel hat dies Haus erbaut,

Alliweil er hat auf Gott vertraut,

Dies Haus wird steh'n in Ewigkeit,

Ja, wenn's nicht eingeht vor der Zeit.

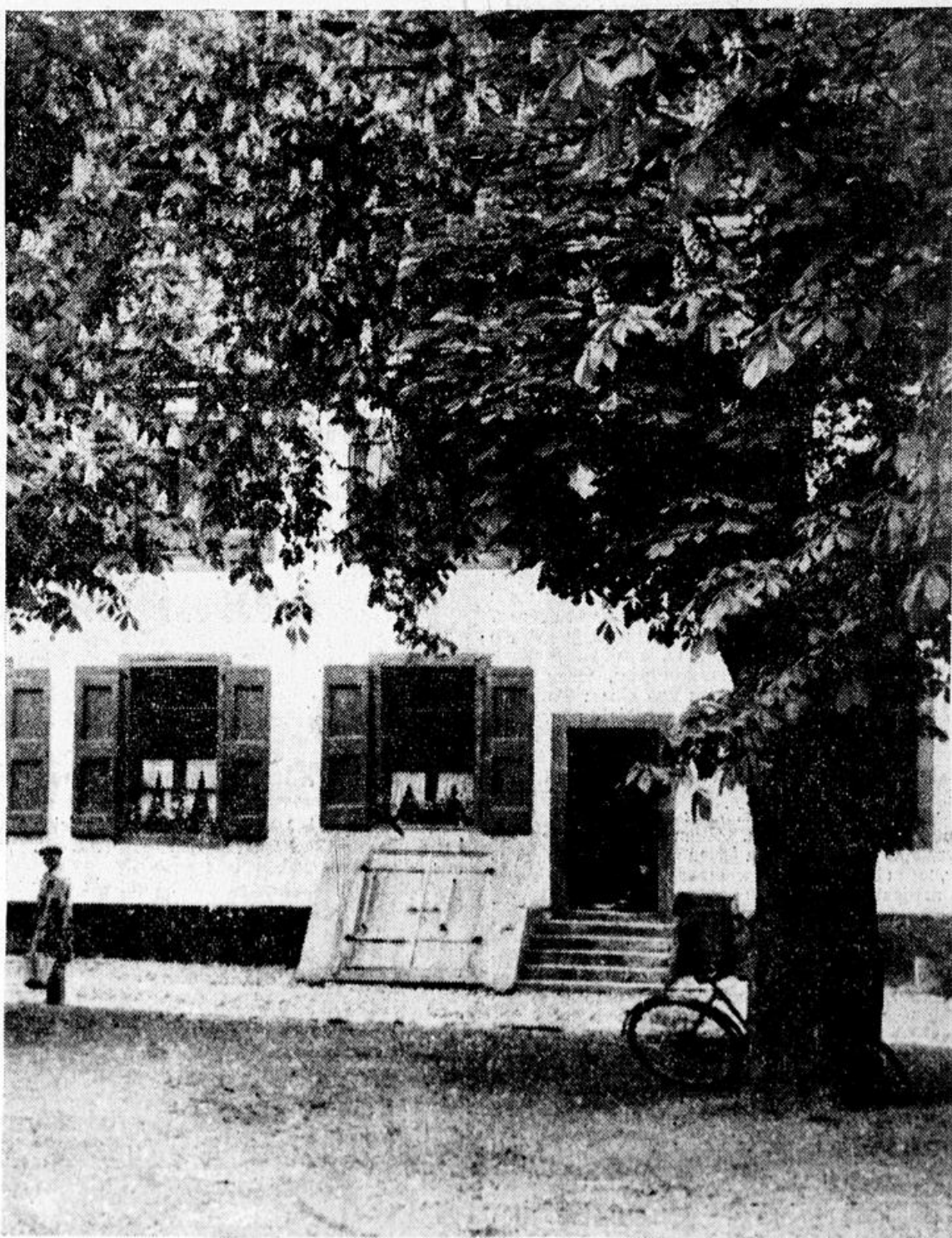
Anno 1528.

Beim Hause hat es keine Gefahr, dachte der Nachfahre, wohl
aber beim Geschlecht. Fünfzehn Jahre war Tobias ohne Nach-
kommen geblieben, lange Ehejahre — mit tauben Aehren, wie er
sich sagte; und es stand zu befürchten, daß die Reihe der
Taubenmerkel mit ihm aussterben würde. Schadenfrohe Nach-
barn nannten ihn heimlicherweise schon Tobias den Letzten ...

Jahre des innerlichen Haders, der Zerrissenheit waren es ge-
wesen, der Auflehnung sogar gegen die himmlischen Mächte, die
kein Interesse mehr am Fortbestand der Taubenmerkel-Sippe zu
haben schienen. In seiner Not hatte er sich an Wahrsager ge-
wandt und manchen Taler springen lassen. Umsonst. Bis
heute ...

Er lehnt sich an den Türpfosten, freudige Hoffnung im Herzen.
Und er mußte hier so unnütz herumstehen, konnte nicht helfen,
mußte warten und warten, bis der Hoferbe da war und seinen
ersten Schrei tat wie alle Taubenmerkel vor ihm.

„Der Hoferbe!“ höhnte plötzlich eine Stimme in ihm. Wie,
wenn dieser Erbe ein Mädchen war, unfähig, den Namen Tauben-
merkel auf dem Hof zu erhalten? Wahnsinnige Angst erfaßte



Das Antlitz der Heimat: Winkel in Zons.

Foto: W. Pfeifer, Neuß.

pötzlich den starken Mann, und er preßte die Stirne hart gegen
den Pfosten, daß der Mörtel aus den Mauerfugen sickerte ...

Da wurde oben in der guten Stube ein Fenster aufgerissen,
und die Stimme der weisen Frau drang hell und gebieterisch auf
den verzweifelten Bauern herab: „Renn doch das Haus nicht ein,
du Lallil! Sonst hat dein Bua keine Heimat.“

„Was? Ein Bub?“ brüllte der Tobias Taubenmerkel vor
Freude und sprang umher wie ein tollgewordener Ochse. Der
Hof hatte seinen Erben! Jubelnd verkündete er es dem Bienen-
stand, dem Backofen, dem Hoftor mit dem Vaterspruch, den er
jetzt zum siebentausendundzweitenmale las. Dann stürmte er auf
das Feld hinaus und frohlockte in die Wälder und Wiesen hin-
ein, daß ihnen ein neuer Herr und Erbe geboren sei und daß der
Name Taubenmerkel auch fürder bleiben werde.

Mit stolzeschwellter Brust wandte er sich dann wieder dem
Hofe zu, um den Leibeserben so recht in Augenschein zu nehmen.
Da kam ihm halben Weges die Kuchlmagd entgegen und rief
ihm schon von weitem zu: „Wünsch Glück, Bauer, der zweite ist
auch schon da!“

„Was? Zwei Buben! Das wür ja doch ganz aus der Weis! Aber nun, ich sag's ja, wir Taubenmerkel, wir sind halt Leut'... Fünfzehn Jahr' lang hat sich nichts gerührt, und jetzt sind's gleich Zwilling! Respekt, werden da die Leut' schauen!“

Und wie er wieder vor dem Hoftor stand und den Väter-
spruch zum siebentausendundzweitenmale las, da öffnete sich in
der guten Stube das Fenster wieder, und die weise Frau rief
hochroten Gesichtes, dem man die überstandene Arbeit wohl an-
merkte: „Aller guten Dinge sind dreil Da wirst eine schöne
Rechnung kriegen von mir, Bauer“

„Das ist wurschl!“ rief Tobias Taubenmerkel außer sich vor
Stolz und Freude. „Drei Buam, drei Buam! Darf ich schon uff!“
„Darfst schon, aber tritt die Stiegen nicht zusammen mit
deinen Trittlingen, deinen Taubenmerkischen ...“

Diese letzte Mahnung überhörte der freudigste bewegte Vater
der Drillinge, und er trabte die Treppe hinan, daß sie in allen
Fugen ächzte. Dann stand er vor der Wiege, in der drei rosige
Gesichtlein schlummerten. Dann legte er die Hände schwer auf
das Oberbett der Mutter und sprach die gewichtigen Worte:
„Gelt, du, Drilling ... Ich sag's ja: wir Taubenmerkel, wir sind
halt ein Schlag ...“

Drei Tage und drei Nächte währte der Tauschmaus, ent-
sprechend der Dreizahl der Täuflinge. Die ganze Nachbarschaft
war eingeladen. Und als Tobias Taubenmerkel Schlufz machte,
war er nicht mehr imstande, den Vaterspruch auf dem Hoftor zu
lesen. Es wäre das siebentausendunddrittemale gewesen.

In dunkler Bräunung.

Ein abgeklärter, grundgütiger Bauer (hier gibt es vielleicht allort nur wenige) hat mir einstmal zu einem denkwürdigen Erlebnis verholfen. Und wenn daselbst auch so einfacher Natur ist, daß es von fern ein wenig an alte Kalendergeschichten erinnert, so mag ich es doch nicht gerne verflümmern und in Vergessenheit geraten lassen.

Es war spät am Abend, und die ganze Stube sah ausnehmend in der stochenden Stube. Obwohl sie nämlich „habliche Leut“ waren, so hielten sie es doch, samt und sonders, wie sie da saßen, nicht für nötig, „Licht zu vergeuden“. Sie meinten nicht nur, es trage rein nichts ab, sie waren sogar schon dahinter gekommen, daß ein ins Dunkel gebrochenes Wort ein Gewicht gewinnen könne, das ein ins Licht und in den Tag geredetes schwerlich beiste, und daß man, auf den Anblick der Gestalt und des Gesichtes dieses leinen Gastes verzichtend, um so mehr Wert auf Sinn und Ton des Wortes legt. Und wenn dieses Betragen den Fremden gegenüber (unter denen wohl nur spät zutretende „Hamsterer“ gedacht sein konnten) unhöflich genannt werden mußte, so gehörte es doch von jeher auch zum Stil der Bauern, daß sie den Ungerufenen nicht ermunterten, sondern ihn höchstens gewähren ließen. Vorausgesetzt, daß er nicht mit seinen lehm- durchweichenden Nagelschuhen von dem ruppigen Läufer achlos beiseite ging, während sie alle ihre um vieles sauberen Holschuhe vor der Hausschwelle abstreifen und in schäufelvollen Strümpfen, schonenden Schrittes sich dahinbewegend, die Achtbarkeit selber zu ihm schienen. Das gehörte zu ihren Gepflogenheiten, selbst bis auf den berben Spaß, den sie mit dem, der da seinen Vorteil bei ihnen zu finden hoffte, trieben und welchen sie in ihrer „aufreizenden Bauerngesundheit“ „Fangermandl spielen“ nannten. Von wegen weil der Fremde in der Mächtigkeit der Stube zu einem hinüberredete, den er gar nicht meinte, und einem antwortete, der ihn nicht gefragt hatte, und ihm mit seiner ganzen Redseligkeit doch nicht ein Ei, ein Quäntchen Butter abzugeben konnte, weil nämlich die alte Mutter das jedem Zukünftigen ohnedies sorglich beiseite getan und durch den endlosen Zulauf der Hamsterer an ihre Unbescheidenheit sich noch viel strenger gebunden fühlte.

Sei es nun, daß ein abgeklärter und milder Mensch nicht mehr viel auf Wahrnehmungen gibt und auf recht dürftige Art eben noch an sich und seine eigenen Vorteile denkt, oder weil er gar hofft, eine häusliche Ordnung wie diese hier mit seinem bloßen Wortschwall umstoßen zu können: er redet! Spricht um Eier, Butter und Mehl herum und scheint auf seinen neuen Lebenspfaden die Kunst erlernt zu haben, ein und dieselbe Sache auf hundertlei Arten zu erzählen. Selbst die Kinder bedeuten: Butter, Eier, Schmalz! Und wenn er es mit der Vorsicht nicht mehr schaffen kann und ihn plötzlich abbrechen muß, diesen Eierkatz der Worte, dann hält ihn auch sein Bedenken nicht mehr davon ab, es mit dem Entgegengesetzten zu halten und sich zu der Verwahrlosung, in die ihn die unglückseligen Zeiten mehr und mehr hineingezogen haben, ohne Scham offen zu bekennen. Und Zuhörer verpflichtet. Verpflichtet sogar zu einem Mitleid, wo vielleicht mit Strenge und Zurückhaltung, ja mit hartem Zorn vor die Tür weisen Besseres erreicht worden wäre. Denn wenn man von schlecht beaufsichtigten Kindern und einem Döckchen- gericht auch noch fortläßt, dann verlieren sich die an der Gasse mehr als an das Haus Gewöhnten, noch ehe man zurückgekehrt ist, und das bißchen Schmalz und echte Butat lassen die Schol- heit der Mahlzeiten eines solchen mutterlosen Haushaltes keines- wegs vergessen.

Am Tage wäre daselbst das Gespräch der wegbestaubten Ham- sterer vielleicht anders ausgefallen. Denn die häusliche Ord- nung (Bauernhand und Mächtigkeiten haben recht viel Verwandtes miteinander, wenn da auch ein Paar Schuhe statt zwei unter dem Bett stehen müssen), diese Ordnung hält jeder Kede die Zügel. Aber an diesem Abend verlor der Bauer es auf vielerlei Arten, ehe es ihm auf eine einzige zu gelingen schien. Und das auch nur, weil auch er gleichsam „im Fortgehen“, wie er sein Siech- tum nannte, begriffen war und wohl wußte, wie nützlich es für einam Zurückbleibende sein konnte, da noch ein ernstes Ab- schiedswort zu vernehmen. „Und vier Kinder haben Sie, Frau, und die haben Sie alle erzogen müssen? Das ist arg, da können Sie mir aber leid tun“, das sagte der Bauer lachend. Weil aber die Frau Mitleid und Befahrung aus diesen Worten herauszuhören glaubte, so erwiderte sie beifällig und sich überstürzend: „Ja, vier Kinder, und was für eigensinnige...“ Und sie erzählte nur so neben anderem, wie ihr an dem Kirchweihstage eine habliche Bäuerin einmal einen Gugelbuck mitgegeben, und wie die Buben zu Hause ihn in zwei Stücke auseinandergerissen hätten, nur recht rasch zu ihrem Anteil zu gelangen und die andere Brüder womöglich zu überverteln. Das sei eine Arbeit, so vier Buben im Raum zu halten! Und bald sei es schlimmer, wenn jeder für sich etwas allein in Schilde führe, und bald, wenn sie alle zusammen hülften: so und so könne man ihrer nicht mehr Herr werden. Und jetzt, wenn sie heimkomme, sei das erste, das Mitgebrachte vor ihnen zu verteilen, vorausge- setzt, daß es der Gendarm am Bahnhof ihr nicht bereits abge- nommen habe.

Der Bauer schämte sich zwar im stillen der einfachen Ordnung seiner in Nacht gehüllten Stuben, einer Ordnung, von der er fühlte, daß sie auch ein Geschenk des Himmels und eine Drein- gabe darzustellen habe. Und doch wehrte er sich auch dagegen, dieses Glück ganz und gar „unionsk“ von oben erhalten zu haben. Nahm das Gespräch noch einmal auf und sagte abermals (man fühlte schon sein aufstrebendes Lächeln aus dieser Frage heraus): „Und vier Kinder haben Sie gehabt, und die haben Sie alle erzogen müssen? Soja, ja. Aber bei den meinen war das nicht so. Sehen Sie die acht? Oder nein, Sie sehen sie ja nicht. Die gehören alle mir, wie sie da lang und breit auf den Bänken sitzen um auszuruhen. Aber ich habe nur einen erziehen müssen.“ — „O“, und das „o“ lang ganz rund und betroffen: „Nur einen? Da, wie denn nur einen, wenn Sie doch in Wirklichkeit ganze achte gehabt haben?“ „Da nun“, gab der aus dem Dunkel nochmals die Antwort, eingedenk des Todes, der sichelbereit unmittelbar hinter ihm stand und ihn zu mahnen schien: „Das weiß man halt nicht immer so, Frau. Da gibt es gar vielerlei was drauf hinaus will. Aber warten Sie einmal, vielleicht kann ich doch so etwas wie ein Beispiel aus unserer bäuerlichen Haus- haltung heraus finden.“ Und es war wohl nicht zufällig, daß ihm während dieses kurzen Nachsinnens in diesen seinen letzten Tagen die jüngsten Tage seiner Ehe einfelen, und daß er plötzlich sie wie mit den Augen der Ewigkeit ansah und so, als ob sie in eben dieser selben Stube noch gegenwärtig seien. „Da“, sagte er darum, dankbar erfreut, „da fällt mir schon das größere Ende einer alten Wahrheit ein. Der Michel war dazumal seine zwei Jahre alt und sah, wo er auch heute sitzt, und schlug mit seinem Löffel auf den Tisch ein und kratzte dazu. Das sollte „Suppe“ und „Gurger“ heißen. Erst fand ich das auch kurzweilig, aber so ein Kind hat Kraft, und was noch viel mehr ist, es hat Aus- dauer, und es wollte mir nicht scheinen, daß es so mir nichts

die nichts mit seinem Spiel aufhören würde. So stand ich ein- weilen von meinem Kanapee auf und setzte mich neben es, um ihm zu zeigen, wie wohl dieser Lärm einer toten Sache auch einem selber zuweilen tun könne. Zudem ich den kleinen Burschen nämlich bei seinem runden Faust nahm und solchweise mit dem Löffel in seinem Häufchen bald auf den Tisch, bald gegen die grobe irdene Schüssel und bald auf sein goldenes Dach klopfte. Was er zuerst für ein Spiel hielt und lustig dazu lachte, bis er ein bißchen nachdenklicher dreinschaute und dann bittend mir ins Gesicht sah, damit ich dieses „G'pül“ aufhören möge. Aber ich ließ nicht so schnell von ihm ab, sondern machte noch ein paar Mal den Rehrum und sagte dazu, nicht grad böse, aber eindringlich, so daß er's verstehen sollte: „Gella, das tut weh, Michel, wenn man mit dem Löffel so dreinhaut? Das tut im Kopf dein weh, viel weh, und tut dem Tisch da weh und der Schüssel auch, schau einmal! Gella, Michel! Soll ich das G'pül jetzt aufhören?“ Und als er flehig nicht, auf daß seine ihm selber zugefügten Schläge nur ein Ende nehmen möchte, da ließ ich das Häufchen und legte den Löffel daneben. Und er rührte ihn an dem Abend nur noch zum Essen an. Und am nächsten Abend wieder nur. Und bald zwei Jahre hatte ich Michel. Da sah auch schon ein Kleiner neben ihm, der faun zum Tisch hinaufgucken konnte. Und lachte nach dem Löffel und haute drein, noch besser wie der größere. Als sei er mit dem Löffel allein auf der Welt. An dem Tag war ich grad heimtückisch, sah auch die Mutter ab und zu gehen und dachte mir: Das kann ja gut werden. Wenn nun wieder eins kommt und da an Tisch sitzt und einviertes und ein fünftes und j b smal tanzt auf und auf und kommt diesen Lärm machte und ich nun zwei Jahre meine gute Ruhe damit gehabt hatte, so war mir doch, als ob ich acht und zehn Kinder so dreinschlagen hören müßte, und die Arbeit, ihnen das abzugewöhnen, oder auch nur ein Jahr um das andere immer von neuem es zu verbieten und abzustellen, schien mir härter zu sein, als was ich bisher je an Arbeit und Müß hatte leisten können. Drum begann ich mich wohl. Stand dieses Mal nicht vom Ka- napee auf und wartete vielmehr, bis der Größere, der Michel nämlich, einmal zufällig zu mir herüberlachte und winkte ihm ein wenig mit dem Finger. Da war er zuerst erschrocken, weil er ja nichts angestellt hatte. Dann schaute er vor sich hin, und weil man doch nicht weiß, wie tief etwas in ein Kinderherz einge- graben ist, habe ich selbst gestaunt, als er sich zu dem kleinen Bru- der hinwendete, mit dem Finger ebenso winkte wie ich, sein Häufchen in die Hand nahm, wie ich es eben mit dem meinen gemacht und einmal mit ihm und dem Löffel, den es festhielt,

Erwin Sedding:

Matthias wohnt nun Brötchen.

Eine kleine Geschichte am Rand der großen Dinge.

Das Brötchen war mit Butter bestrichen und mit Eier- scheiben und Sardellen belegt. Als Matthias es aus der Hand gab, fing der Zug gerade an zu fahren. „Kostet?“ fragte der Herr im Wagenfenster. „Zwanzig!“ erwiderte Matthias und setzte sich langsam in Trab.

Der Besitzer des Brötchens durchsuchte seine Taschen, und der weiße Zwischbart wackelte ihm vor der Nase. „Nimmst Du mir vier-somma-achtzig heraus?“ Matthias schüttelte den Kopf. Um ein Haar wäre er dem Stationsvorsteher gegen den Bauch gerannt...

„Dann mußt ich“, hörte er den Käufer erklären, „dann mußt ich Dir's bezahlen, wenn ich zurückfahre. Morgen früh, versteht Du, oder morgen Abend?“

Matthias antwortete nicht, und obgleich die Sache ja nun erledigt war, ließ er doch noch bis zum Ende des Bahnsteigs mit. Hier wartete er feuchend den Fischen der Vogelpläne, während der Zug mit seinen spöttisch lächelnden Menschen an ihm vorbeiströmte und den Schlafwagen sah in einen Wirbel von Rauch und Dampf hinauswehen.

„Na?“ ließ Kollege Franz sich vernehmen und schwenkte sein Vierförchen. „Wieviel darfst Du denn bleichen?“ Matthias drehte sich um. „Nichts!“ sagte er abweisend. „Der Herr kommt morgen zurück.“

„Das glaubst Du?“

Ja, Matthias glaubte es. Ganz plötzlich glaubte er es. Ob aus Trost, oder weil ihm der Alte mit dem weißen Bart hinterher wie ein freundlicher Anker Ruprecht erschien, hatte er nicht zu entscheiden vermocht. Ruhig legte er dem Schen- kerr die zwanzig Pfennige, die er der Mutter heute von seinem Verdienst würde abrechnen müssen, auf die Theke. Es war eine Vorauszahlung, nichts weiter.



Staatliche Museen (B).

Uebermütiger Tag.

Die Lerchen springen jubelnd hoch
Und ihre Lieder purzeln
Dem Tauspewolk, der jungen Saat,
Anfeuernd an die Wurzeln.

Da steigt die Saat, die Tulpe glüht,
Das Erdbreich bunt zu tupfen;
Das Herz will, das auf Kräuten ging,
Leicht wie der Gensjuch hupfen.

Im Werbefeldzug strads beginnt
Ein Frohschlag auf zu quaken;
Den Arm, Katrin! Auch wir sind da,
Uns liebend einzuhafen.

Max Bittlich

auf den Tisch schlug, einmal auf sein Dach, einmal an die irdene Schüssel und immer dazu sagte: „Gella, das tut dem Kopf weh, es tut ihm viel weh, und dem Tisch da und der Schüssel auch! Gella, das g'pürt du.“ So daß der Kleine erst lachte, weil er meinte, daß das ein neues G'pül sei, mit diesem Löffel da, und in seiner baren Unwissenheit gar zu kräftig mitat, um dann ganz nachzulassen und sich herauswinden zu wollen aus der Faust des Größeren. Aber der drohte ihm noch einmal mit dem Finger und sagte, ganz genau wie ich damals gesagt hatte: „Das darfst du nicht mehr tun, Gella, da schimpst der Vater“, und damit den Löffel fahren ließ und nochmals zu mir, der ich wie heute auf unserem Kanapee saß, herüberlachte. Und das war das zweite Kind und dem dritten hab' ich nichts mehr sagen müssen. Da, wenn man's so nimmt, so hat das eine von den Kindern das andere erzogen. Ich hab' von achten nur eins erziehen müssen.“

Es macht uns Freude, den Lesern hier eine Erzählung aus dem jüngsten Buch von Regina Ullmann („Apfel in der Kirche“ 200 Seiten, Herber) bieten zu können; sicherlich ist dieser Dichterin die seltene Gabe eigen, die Dinge des All- tags im Schein der hohen und eigentlichen Wirklichkeit auf- zubauen.

Aber der Frühzug, mit dem der Ruprecht hätte vorüber kommen müssen, fuhr durch, und Franz grünte. Matthias kiffte die Lippen zusammen. Er verdröste sich auf den Abend. Er spähte dem Zug, als dieler über das Stell- werk schob, wie einer Offenbarung entgegen. Wohl ein Du- zend Mal suchten seine Blicke an der Gensjuchreihe entlang nach dem Kopf des Fremden — vergeblich...

„Wer hat nun recht gehabt?“ — Dieser fortwährende Spott des Vierjährigen gab Matthias die Kraft, an seiner Hoff- nung festzuhalten. Vielleicht hatte der Herr den Anschluss veräumt, vielleicht kam er morgen, vielleicht übermorgen? Es war undenkbar, daß es Menschen gab, die belegte Brötchen stahlen, obgleich sie das Geld hatten, auf Bleien zu gehen!

Drei furchterliche Tage später — Matthias war vor Span- nung und Abwehr ganz elend geworden — rief ihm der Schan- kerr zu sich ins Büro. Er zeigte ihm einen Brief, worin zu lesen stand, daß der Abiender, seinem ursprünglichen Plane zuwider, eine andere Strecte zur Rückfahrt habe wählen müssen, weshalb er den Herrn Gaststätteninhaber bitte, dem Knaben, der die Brötchen verkaufte, zum Dank und Trost die beigelegte Reichsmark auszuhändigen.

Der Neugier und vermutlich auch den guten Lehren des Wirtes entging Matthias durch das Heranrücken des Fah- planmäßigen, da er nun seine Brötchen — die sein waren es Klappern mit Schinken — ergeißt und zum Zug hin- aus mußte. Erst jetzt, da er den Verlust ausgeglichen wußte, erkannte er, daß es im Grunde gar nicht die Großen waren, um bereutwillen er sich zuvor so ungeschwer erregte: kein Bange und kein Leid hatte einem völlig anderen Wert gegolten, einem noch starken Glauben an etwas, was die Menschen „Güte“ nannten oder „Gerechtigkeit“ oder „Vertrauen“. Denn die zwanzig Pfennige konnte er gewiß zurückverdien, aber: wenn der Ruprecht nie wieder von sich hören gelassen hätte, wie wäre das Leben dann über- haupt zu ertragen gewesen? Gut gelaunt, als wenn es sich um eine sportliche Wette handelte, warf Franz ihm die tödliche Frage zu. Und selbst- jeht, da er zum Sieger gewor- den war, jetzt würde Matthias nicht den geringsten Ehrgeiz mehr, den billigen Triumph um eines Brötchens willen zu kosten! Majestätisch ging er vorüber, ein Lächeln auf den Lippen wie ein Mensch, der ein — großes und beglückendes Geheimnis zu kühlen hat.

Aus der Ausstellung „Das Ereignisbild“.

Unter dem Leitwort „Ereignis- bild“ sind in der Gemeinschafts- Ausstellung der Staatlichen Museen und der National- galerie in Berlin im Kronprin- zenpalais Kunstwerke vereinigt, deren Darstellungsinhalt nach Goethes Ausspruch „ein großer Gegenstand“ bildet. Unsere Auf- nahme zeigt das Ölgemälde von Albrecht Adam (1786 bis 1862): Napoleon vor Regens- burg 1809.

Gespräche mit einem Neuer Künstler

Ein Entwurf für einen Thingplatz (Aufmarsch- und Festplatz) war der Ausgangspunkt unserer Unterhaltung, und wir kamen dann von selbst auf die allgemeinen Fragen der Werkkunst.

Denn die Gestaltung eines Festplatzes ist ja doch nur eine von den vielen Aufgaben, mit denen sich der Werkkünstler beschäftigt. Wir waren da ganz einer Meinung, daß das Wort „Werkkunst“ (oder „Kunstgewerbe“) sich sinnvoll deckt mit dem gemeinen Begriff, wenn auch mit gewissem Vorbehalt. Es ist ganz interessant, bei manchen Begriffen zu prüfen, in wie weit sich Namen und Wesen decken. Man denke an „Geometrie“, was eigentlich „Erde-messung“ oder „Land-messung“ heißt — oder an „Mathematik“, wo das Wort nur „Wissenschaft“ bedeutet.

Man darf all diese Dinge nicht zu streng und zu wörtlich nehmen. Sonst wäre ja der Musiker auch ein „Handwerker“. Die Künstler schaffen wohl ein Werk mit der Hand, aber dieses Werk ist von besonderer Gestaltung. Handwerk ist die Grundlage. Und ein Künstler kann stolz sein, wenn er ein guter „Handwerker“ ist, wie in den alten Zeiten, wo auch die Handwerker oft Künstler waren.

In der Werkkunst, so meinte mein Gegenüber ganz treffend, ist aber der Zusammenhang von Handwerk und Kunst ein anderer. Ein Werk der bildenden Kunst — sagen wir: ein Stilleben — hat keine Bedeutung durch die Form. Eine kunstgewerbliche Arbeit

Zweckmäßigkeit, Echtheit, Materialgerechtigkeit und Farbenwirkung. Dabei bleibt bestehen, daß in der alten Zeit nicht so viel Schlechtes und nicht soviel Kitsch fabriziert worden sind wie in der Neuzeit.

Den Begriff der Zweckmäßigkeit darf man indessen nicht eng auffassen? Nein, es gibt ja auch geistige Bedürfnisse. Es müssen Gemütswerte berücksichtigt werden. Der Stuhl und der Schrank und der Teppich und die Vase und das Buch und die ganze Wohnung sollen uns gefallen. Sie sollen Ausdruck sein für Seelisches. In diesem Zusammenhang muß man besonders an das Gotteshaus erinnern. Und wenn die Verfeinerung, Berechtigung und Vergeistigung einen bestimmten Grad erreicht hat, dann reden wir eben von Werk-Kunst. Die Grenzen zwischen Handwerk und Kunsthandwerk (oder Werkkunst) sind fließend. Man kann nicht immer sagen: Hier hört das eine auf und das andere fängt an. Der Hamburger Dom ist ein Kunstwerk, und eine von Rudolf Koch geschriebene Urkunde kann es ebenfalls sein. Aber ein hübscher Stuhl braucht noch lange kein Kunstwerk zu sein. Je mehr sich der schöpferische Trieb auswirkt, desto eher wird der Gegenstand und die künstlerische Zone hineinragen. Die Werkkunst ist, wie gebunden. Je mehr nun der Meister aus sich hineinlegen kann, desto mehr ist er Werkkünstler. Dazu gehört Freude an der Form, Lust am Werk. In der Neuzeit haben aber allzuoft rein wirtschaftliche Erwägungen eine unpassende Rolle gespielt. Das Ergebnis war dementsprechend etwas „gemachtes“. Der Stolz,

wie „herrlich weit“ wir es gebracht haben, wird mächtig gebämpft, wenn wir ein Stück betrachten aus der Frühzeit, das irgendwo gefunden worden ist, und das zeigt, daß man schon im Ursprung meisterhaft arbeitete und Werke schuf, die eine große technische Vollendung und eine durchgebildete Form aufwiesen.

Die Arbeit des Werkkünstlers kann nur fruchtbar sein, wenn er den Schaffenstrieb mitbekommen hat. Man kann das Kunstgewerbe nicht erlernen wie das Einmaleins. Die Schule kann nur Vorhandenes entwickeln.

Und wo erfährt der Werkkünstler seine Ausbildung? Es gibt Schulen, die auf der großen Handwerkstradition, auf technischem Fortschritt und Materialkenntnis aufbauen und in musterhafter Weise die künstlerische Begabung fördern. Sie tragen oder trugen sprechende Bezeichnungen: Kölner Werkschulen, Bauhaus, Dessau, Bremer (Hellerauer, Wiener) Werkstätten. Alle Zweige haben da ihre Werkstätten und Klassen, denn die Schulen wollen Lern- und Werkgemeinschaften sein.

Aber wir Werkkünstler sind der Ansicht, daß es nicht nur darauf ankomme, gute Werkstücke zu schaffen. Das Leben selbst müßte mehr in seinen Zeigerungen künstlerisch durchdrungen sein. Ich denke an Volksfest- und Feiertagsgestaltung. Hier wäre die beste Gelegenheit, grundlegend zu zeigen, wie die Kunst bei der Lebensgestaltung mitwirken kann. Volk und Künstler würden sich besser finden und verstehen.

Zum Schluß sprach der Künstler von dem Plan von Entwürfe für eine demnächstige Ausstellung unter dem Gesichtspunkt: „Künstler und Fest-Kreislauf eines Jahres in unserer Heimatstadt“ in Arbeitsgemeinschaft mit hiesigen Künstlern zu sammeln. Auch zeigte er noch eigene Arbeiten und Abbildungen von solchen, wie auch gesammelte Werkstücke.

„Denn die Tat ist doch immer das Entscheidende.“

Schöpferische Kräfte der Heimat:

Anna Leuer-Zippelius.

Die mannigfachen Ausstellungen in unserer Stadt haben es immer und immer wieder gezeigt, wie stark sich die bildende Kunst in unserem Kulturkreis auswirkt. Jeder Künstler hat seine eigene Art, und je größer die Zahl der Schaffenden, desto reicher und farbenprächtiger wird der Kranz der Kunst und desto ehrenvoller ist es für die Landschaft, in der sie wirken. In der letzten großen Museumsausstellung des vergangenen Jahres haben die meisten Besucher zum ersten Mal Bilder von einer jungen Künstlerin gesehen, deren Arbeit bisher kaum in der Öffentlichkeit hervorgetreten war. Es waren Zeichnungen von Frau Leuer-Zippelius. Viele interessierten sich für die künstlerische Persönlichkeit der Ausstellerin, besonders nachdem die hiesige „Kunststube“ weitere Werke zeigte. Daß die Malerin weniger bekannt ist, hängt wohl z. T. damit zusammen, daß sie nicht in der Stadt selbst wohnt. Der Wunsch vieler Künstler, auf dem Lande zu leben, hat sich im Lebensweg der Frau Leuer-Zippelius von selbst erfüllt.

Draußen in Aarst wohnt sie mit ihrem Gatten, neben ihren Eltern. Ihr Vater ist der bekannte Kreis-Gartenbauinspektor Zippelius. In diesem Haus merkt man es gleich, wer hier schaltet. Denn die Malerin hat ihr Heim mit dem feinen Geschmack ausgestattet, den eine künstlerisch tätige Frau nun einmal hat. Hier kann sie ihren Künstlerträumen nachhängen und sie zum Bild gestalten. Sie hat ein stilles, bescheidenes und bescheidenes Wesen. Ihre Werke zeigen es, daß sie aus tiefem Innenleben und aus nachdenklicher Phantasie heraus schafft.

Mit unserem Boden ist sie verwachsen, weil sie im Rheinland groß geworden ist. Aber ihre Wiege stand nicht hier. Sie wurde 1906 in Zablon bei Mes geboren. Schon als Kind war sie feinsinnig und in sich gekehrt. Die Empfindung für die Natur und für das Schöne waren früh entwickelt. Ein kleines Beispiel mag das veranschaulichen. Bei einem Ausflug ins Moosetal wollte das dreijährige Kind aus dem Wagen steigen um die „Mädel“, die auf der Wiese blühten, zu pflücken. Als man ihr den Willen tat, blieb sie auf einmal stehen, schaute ernst in die Ferne und schrie laut auf. Als die Mutter besorgt hinief und fragte: „Mutterle, was hat das Kind?“, deutete es mit den kleinen Händen in die Landschaft und sagte: „Mama, ist das schön Bild! Und erst jetzt verstand die Mutter das verzückte Gesichtchen. Die Moosberge mit den daran geklebten Tüpfeln und dem roten Sonnenuntergang hatten auf das Kind einen so großen Eindruck gemacht. Dabei muß man beachten, daß der Sinn für die Landschaft sich beim Menschen im allgemeinen erst spät entwickelt.

Wie denn auch in der Kunstgeschichte selbst sich die Landschaftsmalerei erst in der Neuzeit entfaltet hat. Von Zablon kam die Familie infolge des Krieges nach Bochum und dann nach Düsseldorf. In der Schule machte das Talent des Kindes bald Aufsehen. Und anlässlich einer Schulbesichtigung wurde die kleine Anna Zippelius dem Kultusminister, dem Oberbürgermeister und den Schülern vorgeführt. Sie bekam eine Freistelle am Zeichenlehrerseminar. Bei einem Wettbewerb, den der Verkehrsverein für die Jugend bis zu 16 Jahren ausrichtete, erhielt Anna mit 13 Jahren den ersten Preis, eine Medaille der Stadt Düsseldorf nebst Diplom. Nun wurde der bekannte Professor Walter Petersen auf die Schülerin aufmerksam. Er veranlaßte, daß sie zum Direktor der Akademie gerufen wurde, und nach einem Gutachten von Prof. Eduard von Gebhardt wurde das Mädchen als jüngste Schülerin — sie war vierzehn Jahre alt — zum Unterricht zugelassen. Sie kam in die Klasse von Prof. Keller. Aber schon vorher hatte sie der Maler Wilhelm Eckstein in selbststodischer Weise

in seinen Privatunterricht genommen. W. Eckstein, ein Schüler von Gebhardt und verwandt mit dem durch seine Humoreske „Der Besuch im Karzer“ in ganz Deutschland berühmt gewordene Schriftsteller Ernst Eckstein, ist ein hervorragender Pädagoge, eine edle Persönlichkeit, die leider allzu wenig an die Öffentlichkeit getreten ist. Diesen Unterricht empfing Anna Zippelius bis zu ihrer Heirat.

An der Akademie aber hielt sie es nur einhalb Jahr aus. Ihrer Eigenart jagte das Akademische auf die Dauer nicht zu. Unterdessen war ihr Vater dem Kreis Neuh zugeteilt worden, und so kam Anna Zippelius nach Aarst. Seit 1933 ist sie Mitglied der „Reichskammer für die bildende Kunst“.

Sie hat sich auf verschiedenen Gebieten betätigt. Besonderen Erfolg hatte sie in der Graphik und in der Landschaftsmalerei. Als typisch seien hier nur erwähnt die beiden im Museum gezeigten Zeichnungen und eine in der „Kunststube“ ausgestellte große Landschaft in Öl. Das Motiv der einen Zeichnung ist „Die ewige Frage: Warum?“ Der Mensch sitzt und grübelt über den Sinn von Leben und Tod, über den Lauf der Dinge; er sucht in den Büchern und in der Natur, er fragt und analysiert, aber der Verstand allein kommt nicht weit. Der Mann denkt, das Weib erlebt gefühlsmäßig, und darum bleibt auch das Weib dem Mann in vielen ein Rätsel. Die zweite Zeichnung will „Die Liebe der Frau“ darstellen. Zwischen Fröhlichkeit und Schmerz steht das Gefühl des Weibes, und seine Tränen werden in der ewigen Schale aufgefangen.

In diesen beiden Zeichnungen offenbart die damals erst 21 Jahre alte Künstlerin sowohl eine hervorragende Erfindungs-gabe als auch das entsprechende Können im dreidimensionalen Gestalten, eine kraftvolle Beherrschung der Formen und hervorragenden Sinn für die Körperbewegung.

Das Landschaftsbild zeigt die weitere Entwicklung unserer Künstlerin, die aus einem der Weiblich verwandten Bereich fortschreitet zur Einfachheit der Natur. Diese Naturdarstellung ist ganz aus dem Geiste der letzten Kunst geboren. Sie verbindet in echt deutscher Weise die Grundsätzlichkeit, die sich in der Hingabe an die Einzelheit kundgibt, mit dem romantischen Weltgefühl. Kunst, die aus dem Herzen kommt, spricht auch zum Herzen. Und darum hat das Bild der Künstlerin (nach mit Bräute und weitem Hintergrund) gerade beim „Voll“ härtesten Verkauf gefunden.

Dieser große Erfolg ist der Künstlerin sehr zu gönnen; denn nur zögernd hat sie sich der Öffentlichkeit zugewandt. Die auf dem Gebiet der bildenden Kunst tätige Frau hat es immer schwer sich durchzusetzen. Und der Widerstand, den das in seiner Einfachheit Vollendete manchmal findet, ist eine merkwürdige Erscheinung.

Das Können der Frau Leuer-Zippelius kommt nicht von ungefähr. Es ist ererbt. Im Museum einer großen ehemals deutschen Stadt hängt ein ausgezeichnetes mächtiges Bild eine Pieta, gemalt von einem Künstler Zippelius, einem Vorfahren unserer Malerin. Ihre Erfindungs-gabe und ihre Gestaltungskraft sind außerordentlich. Die Voraussetzungen für bedeutende zukünftige Leistungen sind gegeben. Möge der Erfolg, den die junge Künstlerin verdient, ihr reichlich beizubringen sein!

Unsere Abbildung zeigt eine Studie zu einem Damenbildnis.



Preisscheibe von L. M. Büsges, Neuh.

aber — denken wir an einen schönen Teppich — hat neben dem Formwert noch einen Gebrauchswert. Werkkunst und Architektur sind nicht frei, sie sind mit der Technik verbunden. In der Werkkunst arbeiten Handwerker (oder Techniker) und Kunst zusammen. Die Gestaltung eines Thingplatzes ist ein „technisches“ Problem, das zugleich eine künstlerische Aufgabe enthalten kann.

Es hat in der neueren Zeit extreme Theoretiker gegeben, die da meinten, wenn ein Werk technisch vollendet sei, helfe sich durch die reine Zweckform durch die sachliche Konstruktion der ästhetische Reiz von selbst ein. Das stimmt auch, wenn wir sagen: „ein gewisser Reiz“. Denken wir an eine Lokomotive. Aber dann ist es eben kein Objekt der Werkkunst. Die künstlerische Form ist etwas Besonderes für sich. Das braucht nicht am Schmuck, am Ornament zu liegen. Schon vorher, in der eigentlichen Gestalt, sind ästhetische Wirkungen beizubringen. Denken wir an die Form einer Vase, oder an die grundlegende Raumgestaltung im Gotteshaus. Romanik und Gotik sind schon in der Grundform verschieden.

Aber manche rechnen die Architektur gar nicht zur Werkkunst? Nun ja, die Baukunst nimmt eine besondere Stellung ein innerhalb der Werkkunst. Sie ist sozusagen das Haupt über Gliedern. Sie umspannt die anderen Teile wie ein Mantel. Aber im übrigen ist z. B. der Bau eines Hauses sofort auch ein technisches Problem wie die Herstellung eines Schranke. Es hat einen Gebrauchszweck, genau so wie der Schrank. Es ist eben „Raum für etwas“, wie der Schrank.

Und wie ist es nun, wenn man geschichtlich betrachtet? Das Bauen ist wohl kaum der Anfang der Werkkunst. Aber die Werkkunst scheint doch älter zu sein als Plastik und Malerei. Die ältesten Funde, Gebrauchsgegenstände, zeigen schon eine gewisse künstlerische Gestaltung. Hier beginnt der Trieb, Schönes zu formen. Bilden ist älter als Abbilden. Das ist ganz natürlich. Es ist ein ähnlicher Sachverhalt wie jener andere: daß Bewußtsein früher da ist als Selbstbewußtsein.

Darin zeigt sich ein neuer Unterschied zwischen Werkkunst einerseits und Malerei und Plastik andererseits. Werkkunst und Handwerk bilden. Malerei und Plastik bilden ab.“ Der Werkkünstler hat als Objekt für das veredelnde Formen einen Gebrauchsgegenstand, ein „wirkliches“ Ding. Maler und Bildhauer gestalten ein Bild künstlerisch. Werkkunst und Bildhauerei haben gemeinsam, daß sie räumlich, plastisch, greifbar gestalten. Der Maler gestaltet in der Fläche. Den gemalten Raum kann man nicht „greifen“. Dafür ist die Welt des Malers größer. Er malt die ganze Welt. Der Bereich des Bildhauers ist beschränkter. Der Werkkünstler gestaltet nur „Totes“. Die Plastik kann wenigstens das Bild des Lebendigen gestalten.

Wie arbeitet nun der Werkkünstler? Er fragt nach dem Zweck des Gegenstandes. Dieser Zweck ist die Seele des ganzen Organismus, den ein kunstgewerbliches Stück, z. B. ein Stuhl, darstellt. Die Form muß aus dem Zweck des Gegenstandes erwachsen. Und der Fortschritt, den die neue Werkkunst zeigt, beruht zu einem großen Teil darauf, daß der Sinn für echte Zweckform schärfer, anspruchsvoller geworden ist. Wir schäben den überladenen Stuhl der Renaissance nur vom kunsthistorischen Standpunkte aus. Als Gebrauchsmöbel für unsere Wohnung lehnen wir ihn an. Das hindert uns natürlich nicht, anzuerkennen, daß die alten Kunsthandwerker in Bezug auf ihr Können ganz hervorragende Meister gewesen sind.

Aber das alte Kunstgewerbe hatte z. T. noch den kindlichen Standpunkt, daß viel Schmuck die Schönheit ausmacht. Unser neues Kunstgewerbe ist vergeistlicht. Wir suchen die Schönheit mehr in der Form an sich, im Material, in der Farbe. Jedes Material verlangt besondere Behandlung und hat eine besondere Wirkung. Wir verlangen von einem guten Stück

Zwei suchen das Glück

Von Christoph Walter Drey

(Nachdruck verboten.)
„Wir hätten auf dem Ramp bleiben, weiterarbeiten und weiterreisen sollen. Aber du wolltest ja durchaus nach der Stadt.“

„Du hast es auf dem Ramp doch auch nicht mehr ausgehalten!“

„Vielleicht hätten wir einen besseren Posten bekommen.“

„Die besseren Posten waren in festen Händen.“

„Man soll aber schmutziges Wasser nicht eher fortgießen, als bis man reines hat.“

„Sagte schon meine seltsame Großmutter! Jedesmal wenn uns das Geld ausgegangen ist, stellst du solche melancholischen Betrachtungen an, die keinen Zweck haben. Alter Kopfhalter!“

Es waren zwei junge Deutsche, die auf einer Bank der Plaza eines in der Sonnenhitze stehenden argentinischen Provinzstädtchens saßen, dieses Gespräch führten.

Nun waren sie Jahre im Lande. Bald arbeiteten sie als Erntearbeiter, bald in Sägemühlen, bald erweiterten sie ihre Kenntnisse, in der Viehzucht, auf einer Estancia, immer aber blieben sie Beene, also Knechte.

Zuletzt war man wieder in einer Sägemühle gewesen, hatte sich neulich, des ewigen Einerleis überdrüssig, seinen rüchlichen Lohn auszahlen lassen und war zur Auffrischung nach dem nächsten Städtchen gefahren. Und hier hatten die beiden Kompaneros die Freuden der Zivilisation in raschen Zügen genossen.

Es regnete seit gestern nicht mal mehr zu einem Essen im Wirtshaus, und man hatte schon eine Nacht im Freien zubringen müssen.

„Ich habe einen Gedanken“, erklärte Hans mit wichtiger Miene. „Da steht nämlich im hiesigen ‚Diario‘ eine Anzeige: Eine Sängerin sucht einen routinierten Begleiter auf dem Klavier.“

„Ich habe als Junge ein halbes Jahr Unterricht gehabt. So gut wie diese Sängerin singt, werde ich wohl auch noch begleiten können. Und wenn von mir verlangt wird, daß ich die Bahagiae spielen oder die Trompete blasen soll, wie ich's auch. Mußt ist Mußt!“

„Und Frechheit ist Frechheit!“ sagte Rudolf bewundernd.

Hans wurde aber doch ruhig, als er vor dem Hause 22 der Calle Marcará stand. Das Haus war ein ansehnliches Gebäude und wirkte in seiner Umgebung beinahe vornehm.

Als er etwas zögernd anklopfte, wurde ihm von einer sauberen eingeborenen Dienerin geöffnet; sie führte ihn in ein stilvoll eingerichtetes Zimmer, wie er es, ach schon so lange nicht mehr gesehen hatte. Ein kleiner schwarzer Flügel war in ihm ein besonderes Schmuckstück.

Im Patio (Innenhof) blühten Blumen, steheten breitfronige Palmen Schatten, plätscherte ein Springbrunnen.

Er war noch in den Anblick versunken, da trat eine Dame ins Zimmer, eine Dame in mittleren Jahren, die, wie die meisten Südländerinnen, wenn sie über die Jugend hinaus sind, zur Fülle neigte.

„Sie kommen auf meine Anzeige, Senhor?“ fragte sie. „Narwohl, Senhor!“ Und er stellte sich vor: „Hans Lehner!“

„Sind Sie Deutscher?“
Er bejahte.

„Das freut mich“, sagte sie in leicht akzentuiertem Deutsch. „Ich habe vor meiner Verheiratung in einem Berliner Konservatorium studiert. Wo haben Sie Ihre Musikstudien getrieben?“

Hans wünschte sich auf seine Bank auf der Plaza zurück. „Auch in Berlin, gnädige Frau“, flüsterte er.

„Sie werden gehört haben, daß wir in der nächsten Woche hier eine große Fiesta haben. Mein ständiger Begleiter hat leider eine Reise unternehmen müssen, von der er bis dahin nicht wieder zurück sein wird. Einen anderen Pianisten konnte ich hier nicht und so habe ich meine Zuflucht zu einer Anzeige genommen. Ich werde eine Opern- und mehrere Lieder singen.“

Wenn ich hier nur erst wieder herausgefunden hätte! dachte der leichtsinnige Hans, und sein Blick schweifte wieder hinaus zu den Blumen und Palmen des Patios. Da waren auf einmal noch zwei liebliche Blumen aufgegangen, zwei reizende junge Mädchen —

„Meine Töchter!“ sagte die Dame mit mütterlichem Stolz. „Sie wollen uns musizieren hören.“ Und sie nahm ein Notenheft, schlug es auf. „Dies ist die Opern- und Lieder- und vor allem. Sobald er sich an den Flügel setzte, war er blamiert, seinen Takt würde er richtig spielen können. Mit der Frechheit kam man hier nicht durch, nur mit der Wahrheit, mit einem Anlauf zur Wahrheit wenigstens.“

„Gnädige Frau“, sagte er, zu meinem größten Bedauern kann ich Ihnen nicht als Begleiter dienen. Ich habe wohl Klavier gespielt, aber mein Beruf ist es nicht, ich bin Techniker. In zweijähriger Kammerarbeit sind meine Finger steif und plump geworden. Das da — er zeigte auf die Noten — „bringe ich nicht mehr fertig. Entschuldigen Sie vielmals!“ Und er machte eine tiefe Verbeugung und wollte sich rückwärts konzentrieren.

„Aber warum so eilig?“ rief sie. Sie hatte erst jetzt die Dürftigkeit seines Anzugs und die Schmalheit seiner Wangen bemerkt. Und verstand Ein Gringo, dem es schlecht ging! Und daß er so aufrichtig war, freute sie. „Ich habe in Deutschland oft Gastfreundschaft genossen, Sie dürfen nun nicht die meine verschmähen. Ein kleiner Imbiß, den wir zusammen einnehmen werden, mit meinen Töchtern. Ines, Mercedes, kommt doch herein! Schade, daß mein Mann nicht anwesend ist. Wir haben vor der Stadt eine Fabrik, die jetzt vergrößert wird, und wenn Sie Beschäftigung wünschen, mein Mann stellt gewiß noch brauchbare Kräfte ein. Oder wollen Sie nicht in unserem Städtchen bleiben?“

„Oh, ich möchte schon. Aber ich habe einen Freund und will den nicht im Stich lassen.“

Auch das gefiel ihr. „Was ist Ihr Freund?“

„Kaufmann, gnädige Frau, doch er kann jetzt auch schon Väder und Konditor sein.“ Und sein Übermut schlug wieder durch, und er erzählte lustig, wie der Kaufmann unterwegs sei, um als Väder oder Konditor anzukommen. Sie lachte mit.

Auch als man an einem reichbesetzten Kräftestückchen saß und Hans wieder zulangte, plauderte man vergnügt, und immer aufs neue entzündete Hans die Lebenswürdigkeit seiner

Gastgeberin und die Anmut der Töchter. Auf der Jagd nach dem Glück im fernen Lande war er nach vielen Irrfahrten nun doch in ein Märchenschloß gelangt, und gütige Geen umgaben ihn.

Schwer wurde ihm der Abschied. Aber da sagte die Señora, daß er am folgenden Tage zu einer bestimmten



Zeichnung: Krusch

Kurt verschafft sich Achtung

Von Arthur M. Braedrich

Sie klopften ihn alle, den verschüchterten Kurt des Fischschneiders, wo immer er sich ihnen zeigte. Sahen sie oben in der Silberpappel an der Kirchhofsmauer, in deren Spitze ihnen ein mühsam hinauftransportiertes Weidengestell als lustiger Posten diente, so gaben sie ihm, wenn er bei, die Strickleiter herunterzulassen, durch das abgerollte Windfadentelefon zu verstehen, er könne ja am Stamm über die eingeschlagenen Äste emporklettern, obwohl sie wußten, daß die Klettertreppe zwei Meter unter der Baumkrone aufhöre. Und stiegen sie auf den Kirchturm (den Turmstumpf hatten sie sich in der Nähe des Friedhofswärters heimlich ausgeborgt), so mußte er Schmiere stehen. Natürlich war er derjenige, der von dem sich abendjüngend nähernden Wärrer die Tracht Prügel hinnehmen mußte, eine für alle ausreichende Tracht, die einerseits mit lautem Geschimpfe verabschiedet, andererseits mit leisem Gemurmel in Empfang genommen wurde, was für die Eulenjäger in der Turmspitze als Zeichen für schleuniges Ziehen galt.

Wagte er einmal aufzubegehren ob dieser zweitrangigen Behandlung, dann meinte des Dorfchmiedes Altker, der Anführer der Jungen, verächtlich: „Auf die Pappel kommst du nicht, in den Turm gehst du nicht — du hast ja Angst vor deiner Mutter!“

Er schwieg dann. Aber vielleicht wäre er doch auf die Pappel geklettert, wenn man die Strickleiter heruntergelassen hätte, und vielleicht wäre er doch auf den Turm gestiegen, ungeachtet des „Du dich nicht und tu das nicht“ der Mutter; des Vaters ermutigendes „Laß ihn doch, was soll sonst bloß aus dem Jungen werden!“ hätte sicherlich alle Hemmungen überwinden helfen, wenn man ihn nicht wie ein Mutterkübchen behandelt, wie einen Angsthasen, wie jemand, der da ist und wiederum doch wieder nicht da ist. Das lag schwer auf seiner Seele.

Denn Kurt, des Fischschneiders Sohn, war beileibe nicht ängstlich, nein, gewiß nicht. Mittags, wenn niemand — bestimmt nicht die Mutter oder die alte Tante, die ihn verpetzte — am Wassergraben sein konnte, sprang er mit staunenswerter Ausdauer über das ansehnliche Nadelholz; den Aufschwung am Ast auf dem Turmplan machte keiner so gut wie er, und mit der Krone der Weide dort unten am Strande wippte auch keiner wohlwilliger als er. Sollte er sich aber wieder einmal zum Vorfass gemacht, dieses sein Können im Kreise der anderen zum besten zu geben, so nahm ihm die Fopperie der Jungen alle Selbstsicherheit, und dann war er wieder der Verschüchterte mit den tagtäglichen Ermahnungen der Mutter in den Ohren.

Aber eines Tages vollbrachte Kurt dennoch eine über alle Maßen staunenswerte Leistung, die allen Hänseleien für immer ein Ende setzte.

Auf dem Kirchhof wasserte ein Flugzeug: es hatte sich verfliegen. Das Dorf rannte zusammen. Während die Alten Handen und staunten und zwischendurch dem Mann mit der Federkappe, der mittlerweile ans Ufer gekommen war, über Ort und Richtung Auskunft gaben, verfluchten die Jungen sich an das Flugzeug heran, beäugelten es von allen Seiten und wippten schließlich auf den Schwimmern.

Kurt stand abseits, an ein Boot geklettert. Seine blauen, ein wenig träumerischen Augen waren weit und groß; das Gepolter der anderen Kinder schien er gar nicht zu hören.

„Ich möchte mal mitfliegen“, sagte einer. „Selbst auf den Schwimmern würde ich's wagen.“

Stunde wieder vorbrechen möge. Er würde dann ihren Seiten antreffen, mit dem sie Küßsprache nehmen wollte. Auch für den Freund würde sich wohl eine passende Tätigkeit finden lassen —

Rudolf sah schon wieder auf der Bank auf der Plaza, als Hans zurückkam und schon von weitem sah, daß der Kopfhalter sein düstres Gesicht aufgestellt hatte.

„Glück gehabt?“ fragte er, sich ahnungslos stellend.

„Narwohl, riesiges Glück! Die ersten beiden Väder ließen mich glatt abfallen. Der dritte war ein Konditor, ein Konditor, und der hätte mich fast genommen. Nächste wäre eine Fiesta, die drei Tage dauern würde, und da würden unendlich viel Torten gegessen werden. Ob ich Tortenbäder wäre —?“

Ich wollte so froh wie du sein und antwortete: „Das ist meine Spezialität! Nun wollte er vor mir wissen, wie man eine feine Ananasorte macht. Man nimmt Mehl, nimmt Zucker und Ananas“, sagte ich, rührte alles zusammen und stellt es in den heißen Ofen.“

Na, daß man sie nicht aus Sand, Steinen und Stachelpflanz zusammensteckt, rührte er in den heißen Ofen, sei ihm auch schon bekannt. Und aus war es. Dies Rest soll der Teufel holen!

Heut' abend geht's mit dem Güterzug wieder in den Ramp. Mein Magen knurrt schauerhaft.“

„Ich habe vorzüglich gespeist und in angenehmster Gesellschaft“, sagte Hans. Und er berichtete

„Mit der Frechheit hast du also diesmal auch nichts erreicht“, meinte Rudolf, als der Freund geredet hatte, „sondern mit Verschwendung und Wahrheitsliebe, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sauer dir das geworden ist. Abgesehen — sind die Töchter wirklich so hübsch —?“

„Schön sind sie, bezaubernd schön!“ Hans entwarf nochmals eine begeisterte Schilderung davon. Das finstere Gesicht des Pessimisten hellte sich auf. „Dann möchte ich sie auch wohl sehen“, sagte er. „Aber wenn du noch ein paar Centavos hast und mir eine Semmel dafür holst, würde ich diese seltsame Stärkung zunächst vorziehen. Und dann können wir meinetwegen auch noch einen oder zwei Tage hier bleiben.“

Aus dem einen Tage oder zweien sind Jahre geworden. Die Freunde sind noch in dem Städtchen. Wenn abends die Stadtkapelle auf der Plaza spielt und die Caballeros mit ihren Damen nach des Tages Hitze lustwandeln, kann man auch Hans und Rudolf mit ihren reizenden Frauen, die Ines und Mercedes heißen, nicht selten dort antreffen, und manchmal sitzen sie auch auf der Bank, auf der sie damals saßen, als das Glück ihnen zu lächeln anfing, und aus der Ferne schallt das Rollen des Güterzuges herüber, der weit in den Ramp hinein fährt und mit dem sie ihrem Glück fast wieder davongefahren.

Der Älteste des Schmiedes, sonst der Waghalsigste, meinte: „Der Propellerwind würde dich glatt runterwerfen.“ Und sich Kurt zuwendend: „Würdest du mitfliegen?“

Der Gefragte schien auch diese Frage zu überhören. Aber seine Augen zeigten einen hellen Glanz. Aufmerksam verfolgte er jede Bewegung des Piloten, der nun befehl, zurückzutreten, das Flugzeug abdrehte, bündelförmig und den Motor anspringen ließ. Ein ohrenbetäubendes Getöse, das Wasser züchte und brodelte.

Kurt sah es — und sah es doch wieder nicht. Und seine Kniee umschlossen den Bug des Bootes, neben dem er stand, so fest, als wollte er sich für einen gewaltigen Sprung einen guten Abstoß sichern ...

Und plötzlich geschah etwas, das allen den Atem verschlug. Im selben Augenblick, wo sich das Flugzeug nach einem Aufheulen des Motors in Bewegung setzte, stürzte Kurt hervor, ergriff einen Schwimmer, schwang sich hinauf — und schon tauchte die Maschine mit ihm in die See hinaus.

Als sich das lärmende Entsetzen der Augenzeugen dieser Tollkühnheit in einem gelassenen Schrei auflöste, war das Flugzeug schon so weit entfernt, daß der Pilot nur noch den Motorenlärm hörte. Auch verlangte der Sturz aufmerksame Wartung.

Kurt hielt mit seinen kleinen Händen das Gefänge der Schwimmer umklammert. Zusammengekauert ließ er die aufgewühlten Luft- und Wassermassen über sich hinbrausen. Als an den Leib hing er in der Luft; er schluckte eine Unmenge Luft und Wasser durch Mund und Nase; es beulte und brannte in seinen Ohren. Für den Bruchteil einer Sekunde schweifete sein Blick voll staunendem Schrecken ans Ufer: Erregt winkende Arme, wildflatternde Tücher. Kleiner und kleiner wurden die Menschen ...

Schneller raudhte das Flugzeug dahin, die Schwimmer flüchten sich schräg, tauchten Kurt tief unter. Jetzt hob sich die Maschine, setzte sich sofort in eine Kurve, um zum Abschied mit einer Runde zu grüßen. Da gewahrte der Pilot den blinden Passagier! Er erblachte, er nahm Gas weg, steuerte im Gleitflug auf das Wasser nieder und brachte die Maschine langsam an Land.

„Junge!“ das war das einzige, was er hervorbrachte. Born schwang in diesem Wort, aber auch ein wenig Verwunderung, Achtung.

Fragen und Rufe fielen über den Jungen her. Kurt stand leichenblass, benommen, vor Wasser triefend und brachte sein Wort hervor. Aber als er die Augen seiner Spielfamcraden sah, Augen, in denen achtungsvolles Staunen stand statt wie sonst Geringschätzung, da huschte eine lässige Note über sein blaßes Gesicht. Dann senkte sich Nacht über ihn.

Als er wieder zu sich kam lag er im Bett. Er lag mit geschlossenen Augen. „Wie kann der Junge bloß?“ hörte er die Mutter sprechen und den Vater beschwichtigen: „Nun ist ja alles wieder gut, Mutter! Ist doch ein fester Vogel, unser Kurt!“

Es klopfte. Drei Jungen traten ein, voran der Älteste des Schmiedes. „Wir wollten bloß fragen, wie es Kurt geht“, sagte er mit einem schüchternen Blick nach dem Bett. „Wir wollten nämlich heute nachmittag spielen; da soll Kurt mit auf die Pappel.“

Hier schlug Kurt die Augen auf, und wieder huschte eine Note süßer Freude über sein Gesicht.

Das Auto des kleinen Mannes

Eine Lunge für das Fahrrad

Von Fritz Marx.

Als im Juni des Jahres 1817 der bairische Postmeister Karl von Drais, Freiherr von Sauerbrunn, mit seiner Erfindung, dem Laufrad, vor der Mannheimer Öffentlichkeit erschien, erregte er mit seinem Gefährt gewaltiges Aufsehen. Aber bald schlug die Verwunderung der ruh- und friedliebenden Bürger in starke Bedenken um. Es erging dem Laufrad, nach seinem Erfinder auch Draisine genannt, nicht anders, wie es vielen, ihrer Zeit weit voraussehlenden Schöpfungen menschlichen Geistes erging, die dann später Epoche machten — es geriet bei den Zeitgenossen in den Verfall der Väterlichkeit. Nur wenige ahnten seine zukünftige Bedeutung. Aber Karl v. Drais hat unerschütterlich an seine Erfindung geglaubt. Er erwarb sich vom Großherzog von Baden ein zehnjähriges Privileg, er führte unermüdlich seine Laufmaschine vor, in Wien, in London und Paris, ja sogar in Amerika. Das Glück vergaß sich ihm. Er geriet in Vergessenheit.

Etwas vom Kopf der Nützlichkeit wird mit den abfälligen Wigen unsern guten, alten Fahrrad und den Radfahrern heute gern angehängt. Der Hauch der Schnelligkeit beherzigt unser Zeitalter. Und doch: wieviel verdammt beispielsweise das Motorrad seinem älteren Bruder! Die Schnelligkeit allein tut es ja nicht — auch heute nicht. Viele andere Gründe sprechen für die zeitgemäße Verechtigung und Beliebtheit des Fahrrades heute — immer noch: Das besinnliche Tempo — eine mit Weile sozusagen — die körperliche und materielle Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, in den meisten Fällen sogar Unentbehrlichkeit, die Billigkeit der Anschaffung und Unterhaltung machen unser gutes altes Tretrad zu einem auch heute noch eigenartigen, praktischen, modernen und im Hinblick auf die breiten Massen seiner Ausnützer geradezu sozialen Gefährt, das wir gar nicht missen könnten und wofür es noch keinen Ersatz gibt.

Seine Anspruchslosigkeit ist Konkurrenzlos — kein anderes Fahrzeug braucht so wenig Platz, ist so geräuschlos und doch so wendig. Das Fahrrad ist weit davon entfernt, bloß Requisite der guten, alten Zeit zu sein, — es ist uns ein guter Kamerad in allen Lebenslagen: das Auto des kleinen Mannes!

Rund 60 Millionen Fahrräder rollen heute durch die Welt, rollen bis in die entferntesten Winkel, finden sich unter der glühenden Sonne Afrikas wie in den Regionen des Eises. Überall, auf dem Lande und in den Städten, bewähren sie sich im Dienst, oftmals den Verkehrsordnungen entgegen als die leibhaftigen Padesel, nur, daß sie kein Futter brauchen. Auch bei uns Fortschrittlichen fährt wie vor Jahren der Durchschnittsbürger seine Brocken noch mit dem Rade aus. Für den Boten, Landbesitzer, den Arbeiter und andere ist das Fahrrad ein nicht wegzudenkender Teil ihres Berufs. Es gibt Länder und Landschaften, die durch ihren Reichtum an Fahrrädern und die daraus erwachsenden gewinnbringenden Einrichtungen weltberühmt sind, Kopenhagen etwa und ganz Holland. Deutschland aber markiert mit seinen 12 bis 15 Millionen Radlern an der Spitze.

Neuere haben unsere Jüngsten den modernen Koffer — die etwas abgeänderte Draisine in Miniatur — und ergeben sich ihm oder ihr mit ganzem Eifer. Der Jugend Wunschtraum ist, wie schon vor Jahrzehnten, das Fahrrad geblieben, und jeder richtige Junge und jedes mutige Mädchen ruhen nicht eher, heut wie vor dreißig Jahren, bis sie die nicht allzu schwierige Kunst des Radelns verstehen, und Ein- und Freihändigfahren ist und bleibt bis auf weiteres traditionsgebundene Prüfung für Bogenmüt und Künne unter der Jugend. Soll vom Wandern die Rede sein, dann kann man die besondere Art des Radwanderns einfach nicht vergessen, denn des Radlers Wandern ist eine besondere Lust. Mit dem Frühling stellt sie sich ein.

Was aber ein rechter Radler ist, der weiß: Wer recht in Freuden radeln will, muß gut gerüstet sein... und so wird die alte Schaufel auf neu gemacht. Selbst vorzeitliche Reifeln, im Keller oder auf dem Boden verstaubt, halten es da nicht mehr aus, die Sonne bringt sie an den Tag. Es drängt sie hinein in das Gewimmel. Der Rest von Radeln an Speichen, Pedalen und Lenker übertrahlt in der Sonne das blickende vergeblich weggeputzten Rost. Und es bligen auch die Augen vor Freude, da es jetzt wieder hinausgeht ins weite Land, ungehindert an Wege und Schienenstrang, in beschaulich-flotter Fahrt, überall dahin, wo die Natur besonders schön ist in ihrer Stille und Abgeschiedenheit, wobei das laute Verkehrsgeräusch nicht reichen kann. Wo Schmollhaus Finanzminister ist, da ermöglicht das Fahrrad die Wanderschaft, und der Körper profitiert noch dabei. Wir gewinnen Vertrauen zur eigenen Kraft und freuen uns, daß wir trotz Schwierigkeiten etwas

maggen, wenn wir es nur wollen. Unsere Jugendherbergen bezeugen, daß das Radwandern ständig zunimmt, von 8 auf 30 v. H. in den letzten Jahren. Auch das ist eine kleine Ehrenstatue für das Fahrrad, dem bewährten Werkzeug froher Jugendwunderlust.

Um die Zukunft unseres Fahrrades brauchen wir nicht zu bangen. Die besten Propagandisten sind unsere Sportler. Die Saison hat bereits begonnen. Die Zeit der

Streifenkämpfer ist im Gange. In bunten Rubeln sitzen nun Sonntag für Sonntag unsere Amateure und Berufsfahrer dahin und predigen den Sport. Radfahrersport, das ist ein vielgestaltiges Bild. Das Sportrevier erstreckt sich auf Straße und Gelände, auf Rennen und Wandern, auf Rennbahn und Saal. Auf allen diesen Gebieten gilt besonders sorgfältige Pflege dem Nachwuchs, um den Rönnern aus den breiten Massen der Unbekannten den Weg zu ebnen.

Hochan, deutsche Jugend, junge und alte, du hast eine doppelte und schwere Aufgabe, du bist Erbsolger eines Karl von Drais, aber du hast dich auch der späteren Meister würdig zu erweisen und den deutschen Radsport auf dieser Höhe zu erhalten, auf den jene ihn im Ansehen der Welt gebracht haben.



Foto: Weltbilderdienst

Garmisch-Partenkirchen und Mittenwald

Von Rudolf Herzog.

Wir sind im Herzen der bayerischen Bergwelt. Kaum hörbar schwingt der eigene Herzschlag vor dem gewaltigen Herzschlag der Natur. Tausende von Gekleinmetern steigen vor uns auf und zeigen uns die Witzigkeit des Menschengeistes. Und doch wurde der Menschengeist der Berggassen Meister und pflanzte sein Siegesbanner auf schwindelnde Gipfelhöhen.

An beiden Ufern der Loisach, 700 Meter über dem Meer, liegt Garmisch, ein Marktflecken mit einer alten Kirche aus dem 13. Jahrhundert und einer Partenkirche aus der Neuzeit. Wo sich die Partenkirche in die Loisach wagt, träumt der Bittelsbacher Karl. Ein paar Nebenbäche der Partnach ziehen den Marktflecken Partenkirchen geschwisterlich heran, das Parla-

num der Römer und Standort der rätischen Kohorte, die die Bergwacht hielt. Der alte Ort fiel verheerenden Feuerbrünsten zum Opfer und baute sich in hübsch bemalten Häusern wieder auf. Doch blieb er eine Wiege der Kunstfertigkeit und Holzschneiderei. Dem sei, wie ihm wolle: Garmisch und Partenkirchen, Sommerfrischen und Winterportplätze in eins, bedürfen des Anreizes baulichen Schmuckes nicht. Für sie baute eines größeren Meisters Hand, aus der Begrenztheit in das Unbegrenzte, aus der Lieblichkeit der Talgrenze in die Erhabenheit der Berge.

Die deutsche Alpenwelt umfließt uns in ihrer Majestät. Noch rauschen die Bergwälder auf — und erstehen vor der Himmelsgevalt der Felsenbilder. Phantastische Faden bohren sich in einfacher Größe in das Wolkengebiet, Wasserfäden rinnen aus den Spalten der Schneefestigkeit, schweben an, beschleunigen ihren Lauf und klingen sich aufsteigend vor Luft in das geheimnisvolle Beden eines Berges, durch eine Felsentlamm in sprühenden Wasserfällen hinunter in die Täler der Menschen. Sei, ist es herrliche Fahrt, durch die Partnachflam aufsteigen über Geröll und gewachsenem Gestein, über schmalbrütige Wege und zitternde Stege, durch Wassererschleier über schwindelnde Tiefen hinweg, und den ersten Atem auf dem Vorder-Gras zu schöpfen, den Wetterstein vor Augen, die Dreier Spitze, den Schachen. Und weiter hinan, zur Wettersteinalpe, weiter hinan, zum Alpengarten des Schachensees, und nun ist er unter, der Schachen, wie er des Traumkönigs Ludwig II. war, der hier sein Jagdschloß hielt, und als wäre das Heile hinauf nur ein Spiel, wirft sich der Fels jählings Tausende von Fuß hinab ins Wettersteingebirg. Ober dem Hölental gilt's und der Hölentalflam, vom Hammersbach durchstößt und durchspritzt. Mehr, mehr! Was sagen uns die Hölstrangen, wenn der König selbst Audienz erteilt. Amüsant läßt der imaragdene Vaderssee zur Rahnfahrt, aber der Wagenstein schaut herüber und einer Erscheinung gleich er selbst, der König der deutschen Berge, die wolkenumspülte Zugspitze.

Frischen Atem in die Brust und hinauf und hinan! Die Wälder schlagen ihre Gipfel über uns zusammen, als wollten sie uns wie Kinder die Augen verschließen, bis der Vorhang jählings sich hebt. Und jählings hebt er sich, und atembekommen starren wir auf die dunkle Wasserfläche des Sees, in die der Wagensteinflam seine Felswände stürzt, beschattet von der Allgewalt der Zugspitze. Fast dreitausend Meter hoch hebt sich der Zweigipfelstern in die Gefilde der Unmöglichkeit, schenkt er dem sichtbaren Bild von seiner kreuzgeschmückten Spitze das große Schauen in die Alpenwelt, von den Schweizer Bergen am Bodensee bis zum Niesen der Salzburger Berge, dem Watzmann.

Erschöpft liegen wir zu Mittenwald im neuen Quartier. Dennoch: sprunghaft bereit. Das Goethe'sche Faustwort in allen Adern: „So taumle ich von Begierde zu Genuß, — und im Genuß verschmacht ich nach Begierde“. Wie trunken stäßeln sich die lustig bemalten Häuser des Ortes, als drängte sich ein jedes vor das andere, um der schönen Gotteswelt willen. Selbst der Turm der Pfarrkirche aus der Barockzeit ist angemalt, und Geigen ertönen aus den Behangungen ringsum, Gitarren und Zithern. Und das Menschenherz lacht mit ob so vieler Freudenbringer und Sorgenbewinger, ist doch Mittenwald der berühmteste deutsche Ort des Geigenbaues. Die Musik des Tales im Ohr — hinein in die Urwelt der Berggipfel, die auf den Wänden des Wettersteingebirges trommeln und von den Karwendelabstürzen mit Bäumenklang die Stille erfüllen, solange ihr Sturm- atem hält. Kühn rückt die Wetterspitze ins Blaue, fähner noch die westliche Karwendelspitze, an zweieinhalbtausend Meter reichend.

Warum fallen wir nicht vom Rade?

Die Vordergabel erhöht das Gleichgewicht

Warum fallen wir eigentlich nicht vom Fahrrad? Welche Kraft bewirkt es, daß wir uns im Gleichgewicht halten können, gleichgültig, ob wir langsam oder schnell fahren?

Noch heute ist die Anschauung weit verbreitet, wonach das Gleichgewicht des Radfahrers darauf beruht, daß Vorder- und Hinterrad sich jeder Neigung stark widersetzen, da sie beide als Kreisel wirken. Man geht dabei von der Annahme aus, daß alle um eine Achse sich drehenden Körper Widerstand gegen jede Änderung der Richtung leisten. Auch beim Fahrrad gibt es eine Reaktionskraft, aber sie ist so klein, daß durch sie allein Radfahren nicht möglich ist.

Sehr maßgebend für die Stabilität des Fahrrades, d. h. die Verwahrung des Gleichgewichtes, ist die Form der Vorderradgabel. Daran hatte der Formmeister Karl von Drais noch nicht gedacht, als er das Fahrrad erfand. Auch das Hinterrad hatte noch nicht die Besonderheit dieses

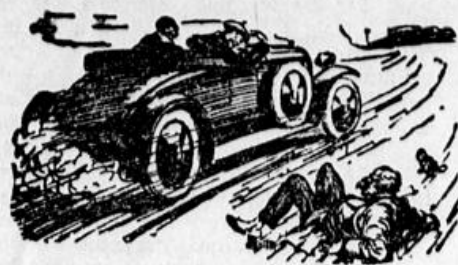
Rades. Die Lenkstange stand noch senkrecht und ging durch den Mittelpunkt des Vorderrades. Bei den heutigen Fahrrädern ist die Vorderradgabel leicht aufgebogen. Diese kaum beachtete Krümmung gibt dem Fahrrad die Möglichkeit, eine anfangende Rippbewegung von selbst auszugleichen. Sie hilft, die Störung des Gleichgewichtszustandes in Kurven oder bei der Gewichtverlagerung des Fahrers aus sich selbst heraus zu beheben. Es ist sicher schon aufgefallen, daß sich der Rahmen etwas senkt, wenn man das Vorderrad mit der Lenkstange aus der Rahmenebene herausdreht. Damit senkt sich auch der Schwerpunkt des Fahrrades.

Nun ist es auch bekannt, daß ein beweglicher Körper sein Gleichgewicht um so eher bewahren kann, je tiefer der Schwerpunkt liegt. Der Schwerpunkt von Mensch und Fahrrad liegt am höchsten bei der Fahrt geradeaus. Das Fahrrad mit seiner aufgebogenen Vorderradgabel: bei nun die Gleichgewicht, unter dem Druck des Fahrer und Rad die Lenkstange weitzu-

drehen, sobald durch bestimmte Ursachen, wie Unebenheiten im Gelände, die Lenkstange überhaupt gedreht wurde. Der Schwerpunkt nähert sich immer mehr dem Erdboden, und dadurch erhöht sich die Möglichkeit, das Gleichgewicht zu halten.

Übrigens, wer hat schon versucht, mit festgeschlossener Lenkstange zu fahren? Es ist wirklich furchtbar, der fährt zu der Fahrrad-Akrobatik. Denn gerade dadurch, daß die Lenkstange fest in einer Richtung steht, wird die Selbstregelung des Gleichgewichtes unmöglich gemacht. Der Durchschnittsfahrer fällt unweigerlich um. Wahrscheinlich verdanken wir die Verwahrung des Gleichgewichtszustandes auf dem Rad am meisten uns selber. Wir verstehen unbewußt, die selbsttätige Drehbewegung der Lenkstange zu nutzen, um das Gleichgewicht zu halten und durch geeignete Gegenbewegungen dem Schwanken des Rades die Balance.

G. Rosenkranz.



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

17. Fortsetzung.

„Sie haben nichts mehr zu befürchten“, beteuerte der Schurke. „Es ist nicht viel, was King Andara wünscht — bloß ein Lösegeld. Ich kenne ihn von früher und habe es, Ihre Einwilligung voraussetzend, ihm zugesagt. Er setzt Vertrauen in mein Wort und wird Sie nicht mehr belästigen. Keine Gefahr mehr vorhanden, Miß Alice.“

Es war ihr, als ob ihr ein Stein von Jentnerschwere von der Brust fiel. Einem Nigger hätte sie nie geglaubt, daß sich ein Weißer so weit vergessen könne, mit den Schwarzen in einer Schurkerei gemeinsame Sache zu machen. Das ungeheuerliche Gesetz Afrikas verbietet das aus Selbstbehauptungsgründen. Und ein mit den Schwarzen verbündeter Weißer findet nur eine Strafe: den Tod!

Der Schmerz ob Johnstons Geschick diente überdies dazu, ihre Urteilskraft zu schwächen. Sie hatte sich noch niemals so sehr als Weib gefühlt, wie gerade jetzt, noch nie so sehr das Bedürfnis männlicher Hilfe empfunden.

„Sie meinen also, ich kann es wagen?“ fragte sie mit einem letzten Rest von Mißtrauen und sah Armistead scharf an.

„Selbstverständlich. Ihr Wohl ist mir teurer als sonst etwas in der Welt.“

Das glaubte sie ihm schließlich, hatte er ihr doch bis zum Überdruß gezeigt, welchen Wert er darauf legte, sie für sich zu gewinnen. Nein, er würde, falls ein Funke Menschlichkeit in ihm lebte, nicht vergessen, was er ihr schuldig war. Und so senkte sie die Hand, die die Pistole umklammert hielt. Dankend kam sie auf ihn zu. Angst, Schlaflosigkeit und Entsetzen hatten ihre Nerven zermürbt. Neben anderen außer Armistead würde ihr Anblick gerührt haben. Selbst Andara, dieses schwarze Vieh, trat mit einer Art natürlichen Respekts zur Seite.

Nun war sie bei Armistead, der ihr die Hand entgegenstreckte, das Handgelenk erfaßte und ihr mit raschem Griff die Pistole entwand.

„Was tun Sie?“ schrie sie auf.

„Nichts“, erwiderte er hastig. „Wir dürfen diese Nigger, von denen unser Wohl abhängt, nicht reizen: sie können weiße Frauen mit Feuerwaffen in den Händen nicht leiden.“ Dann zu Andara: „Das stimmt doch, nicht wahr?“

„Ja richtig“, bestätigte der King.

Alice beruhigte sich. Sie hatte nur den Wunsch, eine Stunde mit sich und ihrem Schmerze allein zu sein. Sie folgte Armistead ins Freie und sah schauernd das Rudel von Menschen und Hunden, das ringsum lauerte.

„Ich möchte fort, sobald wie möglich fort“, flüsterte sie hervor. „Wohin führen Sie mich jetzt?“

Armistead hielt es für überflüssig, sich weiter zu verstellen, seine Absichten zu verbergen.

„In meine Hütte“, erklärte er mit einem satanischen, die Buge verunstaltenden Lächeln.

Sie sah ihn fassungslos an, glaubte, ihn nicht recht verstanden zu haben.

„In — Ihre — Hütte?“

„Ja doch“, erwiderte er ungeduldig und zog sie rücklingslos hinter sich her.

„Was aber, um Gottes willen, soll ich dort?“

Er lachte mißtrauend.

„Sie verdanken mir zunächst Ihr Leben und noch mehr. Es ist für ein weißes Mädchen keine Kleinigkeit, durch die Hände von hundert Wilden zu gehen. Dachten Sie, ich täte das umsonst?“

„Sie sagten —“

„Nichts sagte ich Sie wissen, daß ich Sie liebe. Zum Danke dafür, daß ich Sie aus Andaras und seiner Leute Hände befreite, brauchen Sie nicht mehr um, als meine Frau zu werden.“

„Ich? — nie!“

Sie blieben stehen. Die grenzenlose Gemeinheit dieses Menschen kam ihr nun zum Bewußtsein. Sie begriff das Spiel, das hier gespielt wurde und in dem sie den Einsatz bildete. Aber sie war nicht gewillt, sich ohne weiteres zu ergeben. Tiefe Reue erfaßte sie bei dem Gedanken an die Waffe, die sie sich hatte entwenden lassen. War es vielleicht zu spät?

„Wollen Sie wohl vorwärtskommen?“ schrie Armistead das Mädchen an.

„Nein. Mit Ihnen keinen Schritt. Wie konnte ich nur vergehen, was Sie früher taten!“

„In spät!“ lachte er roh. „Nun habe ich Sie und nichts soll Sie mir entreißen.“

Mit einer jähen Bewegung entzog sie ihm ihre Hand.

„Verdammt! Rache!“ fluchte er und suchte sie zu ergreifen. Aber schon machte sie kehrt und floh zu der Hütte zurück, aus der sie eben gekommen. Dort befand sich das Pulver. Dort gab es vielleicht Möglichkeiten, Garantien zu ertrotzen.

Ihre Bemühungen waren jedoch vergebens. Vor der Hütte hatte ihr ein Wall blauer Speere entgegen: die Mambukushu waren gewarnt. Von allen Seiten sah sie sich von Männern umgeben, denen es scheinbar Spaß machte, sie zu hegen, denn sie beeilten sich nicht sonderlich,

sie zu fassen. Freilich, es gab nicht jeden Tag ein so seltsames Bild! Aber es wurde ihr klar, daß sie nicht entkommen konnte. Sinter ihr leuchtete der Verfolger, schrille Stimmen umgellten sie.

Armistead holte sie ein und umschlang sie mit beiden Armen, preßte sie wild an sich.

„Nun entgehe ich dir nicht mehr“, flüsterte er triumphierend hervor, um gleich darauf einen Schmerzensschrei auszustößen. Sein Griff lockerte sich. Aufsteigend sank Alice in die Knie und sah, wie ihr Bedränger zurücktaumelte. Neben ihm stand King Andara, flüchtig lächelnd, und schwang den Kery, mit dem er den Schlag geführt.

„Was fällt Ihnen ein, mich zu schlagen?“ schrie Armistead ihn wütend an.

„Warum bedrängen Sie das Mädchen?“

„Sie gehört mir — laut unserer Vereinbarung.“

„Ich habe es mir überlegt“, gab Andara trocken zurück. „Wer bürgt mir dafür, daß Sie, einmal Besitzer des Mädchens, Ihr Wort halten?“

Armistead schnappte nach Luft. Er hatte kein Auge für Alice, die mit weitgeöffneten Augen dem Zwiegespräch lauschte. Er fühlte förmlich wie seine Zukunftspläne in Nichts zerfielen. Und er wollte noch nicht daran glauben.

„Erinnern Sie sich doch“, ächzte er, „ich war es, der Sie auf den Gedanken brachte.“

„Gut, gut. Nun haben wir ja das Mädchen und wissen auch, wer sie ist. Ich fürchte, Sie können Ihre Ansätze vergessen. Der Vater des Mädchens ist reich, ich kenne ihn so gut wie Sie. Er wird, wenn ich seine Tochter als Geisel behalte, gerne alles das bezahlen, was Sie bloß versprochen, und überdies schweigen.“

„Sie Narr!“ brüllte Armistead heifer. „Du verfluchter Dummkopf von einem Nigger! Du kennst den Mann nicht, wenn du das glaubst.“

„Und wenn schon. Ich brauche das Vieh nicht und ebenso wenig die Gewehre. Das Mädchen gefällt mir. Noch ein wenig länger — aber man kann es auffüttern. Es soll mein Weib und die Kierde meiner Hütte werden.“

„Dahin zielen Sie? Wie wird das geschehen? Ich werde nicht schweigen.“

King Andara blieb ganz ruhig. Er rief seinen Leuten etwas zu und fastete die Hände über dem blickenden Bauch. Zwei Krieger traten an Armistead heran, der sich irren Blickes umfah.

„Was — soll das?“ flüsterte er.

„Sie werden schweigen“, sagte Andara. „Ich werde dafür sorgen.“

Ein Wink. Gleich darauf lag Armistead zappelnd am Boden und brüllte mit schäumendem Munde um Hilfe. Alice aber wurde ohnmächtig.

24.

Dem eilenden Fuße Tschus konnte die Caroo kein Hindernis entgegensetzen. Er war in diesen Genden herangewachsen, wild und frei wie der Gepard oder der Strauß. Klein und unscheinbar, wie er war, maß er doch nicht die Entfernungen. Der Boden schwand unter seinen Füßen, und wie ein Pfeil glitt er über Dünen und Felsenschwellen hinweg. Der Morgen fand ihn weit außerhalb des Machtbereiches der Mambukushu.

Und dann traf Tschu den Mann, den er, wie alle Bewohner der Kalahari, genau kannte und dem allein er es zutraute, ohne Begleitung in die Wüste zu gehen.

Ein starknackter, langer Weißer, mit einem Gesicht wie aus gegerbtem Leder und dem langwallenden Bart des Patriarchen. Er ritt einen mageren Büffelaus und hatte zwei braune Gefellen. Ovambos scheinbar, im Gefolge. Tschu stellte sich ihm in den Weg und weidete sich an der Überraschung, die der Weiße verriet.

„Hallo“, rief dieser, „ich möchte wetten, daß ich den kleinen Mann schon gesehen habe.“

„Stimmen, Master“, grinsten Tschu. „Sein Buschmann — Tschu geheißen.“

„Ach — Tschu, der Kleine aus dem Kunenegebiet. Was suchst du hier?“

Der Buschmann hob die Schultern und warf einen mißtraulichen Blick auf die zwei Gefellen.

„Wer sein das?“ fragte er.

„Halt nichts zu befürchten, mein Bursche. Das sind zwei meiner Leute, die mir schon jahrelang dienen, keine von den mörderischen Hunden, die die Buschmänner begen.“

„Sehr gut sein. Ich suche dich — welcher Mann.“

„Mich?“ Der Bärtige fragte es befreit.

„Ja — dich!“ wiederholte Tschu mit Nachdruck.

„Und warum?“

„Du — Tochter haben — oder nicht?“

„Doch, ich habe ein Mädchen. Und eben deshalb bin ich hier. Reite ihm entgegen, um es nach langer Trennung zu begrüßen. Reht aus Europa zurück.“

„Gut sein“, grunzte Tschu. „Tochter nicht kommen.“

„Was soll das heißen?“

„Mädchen gefangen von King Andara.“

Der Weiße griff sich an die Stirn. Dann benagte er sich vor, ungläubige Verwunderung in jedem seiner Züge. Und er verließ seinen Empfindungen Ausdruck.

„Du bist wohl nicht ganz bei Troste, wie?“

„Nicht wissen, was Trost sein.“

„Ich glaube, der Buschmann könnte recht haben“, mischte sich einer der Ovambos ein und zuckte mit keiner Wimper, als sein Herr wütend herumfuhr.

„Die Zeiten sollten vorüber sein, da so etwas vorkommen konnte, denk ich mir.“

„Andara ist ein Schurke.“

„Kann sein, jedoch —“ er wandte sich an Tschu: „Erzähle!“

Und Tschu erzählte. Er erzählte in der drohenden Art des Wüstenmenschen, verschiedene Niggerdialekte mit seinem Englisch vermischt und stets nach Worten suchend. Aber die drei Reiter verstanden ihn und wurden unruhig. Sie ließen ihn bis zum Ende erzählen und fahnten mittlerweile Entschlüsse, die den Verhältnissen angemessen waren.

So kam es, daß drei Reiter in hastbrecherischem Galopp auf Gangongo losjagten, während Tschu, undacht und vergessen, zu Fuß folgte.

Die Caroo schwand unter den Füßen der Pferde. Voran ein Reiter, dessen besorgtes Vaterherz mit schmerzhafter Wucht gegen die Rippen pochte. Vor dessen Augen sich der rotbraune Staub zu Schreckgebilden absonderlicher Natur zusammenballte. Der den Kolben des Gewehres mit eisernem Griff umspannte und nicht daran zu denken wagte, welcher Anblick ihn im Hauptort Andaras erwartete. Hinter ihm die gelbbäutigen Ovambos, die unbewegten Gesichter tief auf den Hals der Pferde niederbeugten. Jederseits harrte. Eisen schlug gegen Eisen mit dumpfem, von wachsender Hitze ersticktem Klang. Weiter ging der Ritt, immer weiter; hinweg über Dünen weichen Sandes, über kahle Felsplatten, aus denen Funteln stoben. Häufiger wurden die Mopanebüsche. Wie Kirchtürme entragten die Termitenhügel der einsörmigen Ebene.

Und dann hielten die drei Reiter plötzlich an. Ihr scharfes, an die Geräusche der Wüsten gewöhntes Ohr vernahm Laute, die Redenden erregten; Laute, die näherer Beachtung wert schienen.

Es war ein fernes, ungleichmäßiges Postern, bald anschwellend, bald abebbend.

Die drei Männer sahen einander an.

„Gewehrfeuer!“ bemerkte lakonisch einer der Ovambos.

„So ist es“, erwiderte der Weiße mit bleichen Lippen, „es kann nur Gewehrfeuer sein, das wir hören. Und Gewehrfeuer —“

„In Gangongo“, ergänzte der Gelbe.

Weiter ging der Ritt. Drei Pferde suchten sich schraubend ihren Weg.

In der Ferne prasselte es wie Hammerschläge gegen sprödes Blech. Der Himmel färbte sich in ein düsteres Brandrot. Wollenschleier stiegen empor. Näher und näher kamen der Lärm und das Getöse eines erbitterten Kampfes.

Es war um die Mittagszeit, als die drei Reiter Gangongo erreichten. Aber der Ort stand in lichten Flammen, denn die von der Hitze ausgetrockneten Hütten brannten wie Zunder. Eben brachen Captain Brown's Robbers durch die zerfallenen Palisaden in das leichen-erfüllte Dorf, aus dem ihnen das Wehgeschrei von Mensch und Tier entgegenstürzte. Captain Brown war stets für ganze Arbeit.

Sergeant Lee erwachte einen festsitzenden Kerl, der sich auf einem Pferde, das nach europäischer Manier gesattelt war, davonmachen wollte. Er sah den Nigger beim Wein und zog ihn herunter.

„Verdammt!“ schrie er überrascht auf, „das ist doch King Andara!“

Andaras Gesicht zeigte ein höchst interessantes Misch- grau.

„Varmherzigkeit“, höhnte er. „Ich bin unschuldig.“

„Widerstand gegen die Staatsgewalt wird mit dem Tode bestraft“, erläuterte Lee väterlich und klopfte dem schwarzen Gent wohlmeinend auf die Schulter. „Dazu kommt, daß du auch noch andere Dinge auf dem Kerbholz hast, die wir erst herausfinden müssen. Ich glaube nicht, daß du mit dem Leben davonkommst.“

Andara schnappte nach Luft. Er wollte etwas sagen, aber Sergeant Lee war nicht neugierig. Er winkte zwei seiner Leute heran, die Andaras Handgelenke mit den niedrigsten Handschellen schmißten, die man sich nur denken kann. Darauf wurde er abgeführt.

John Armistead hatte, an Händen und Füßen gefesselt und in einer Hütte liegend, mit gemischten Gefühlen dem aufbrandenden Geschrei lauscht. Er wußte, was das zu bedeuten hatte. Für ihn gab es nichts zu gewinnen, mochte die Sache so oder so ausfallen. Es blieb sich so ziemlich gleich, ob man von einem Weihen gehängt oder von einem Schwarzen zur Rollmondszeit mit der Keule erschlagen wurde. Als seine Hütte in Flammen geriet, wurde er freilich ängstlich und brüllte um Hilfe. Vorbeistürmende Robbers hörten ihn, zogen ihn heraus, befreiten ihn von den Fesseln und führten ihn Captain Brown vor.

„Wer sind Sie?“ fragte dieser.

„Überfallen worden —“, höhnte Armistead und schrie gleich darauf, als sein Blick auf einen eben aus dem Sattel springenden, bärtigen Weihen fiel, laut auf.

(Schluß folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuk. 26. Mai 1933

„Gör' muß ogg möll Morian...“

Heute nun auch der Mai seinen letzten Sonntag inszeniert, stellt der unpolitische Chronist wehen Herzens fest, daß auch der Mai uns eine recht erhebliche Enttäuschung bereitet hat; als er begann, da haben wir gesagt, wir wollten erst eine fulminante Maibetrachtung von Stapel lassen, wenn der Mai vorbei sei. Es war gut so, daß wir damit gewartet haben, denn Vorschuß, Lorbeeren hatte dieses Mai wahrhaftig nicht verdient; nun da er zu Ende geht, brauchen wir mit dem Gesamtprädikat „mangelhaft“ nicht mehr hinter dem Verge zu halten. Die paar schönen Tage können dieser Urteil nicht wesentlich beeinflussen, und wir sind am Ende dieses Mai 1933 um eine Enttäuschung reicher: da es aber für alle großen und kleinen Schmerzen dieser Erde immer einen Trost gibt, so müssen auch wir diesen Trost zücken, indem wir sagen:

„Wenn der Mai ist warm und trocken
Wirft Du im Juli hinter dem Ofen hoden...“

oder nehmen wir das noch viel tröstlichere Verschen:

„Wenn der Mai ist kühl und naß
Füllt's dem Bauer Scheun' und Faß!“

Wenn diese letzte Bauernregel wahr ist, dann müßten wir in diesem Jahre eine Reformernte für Scheune und Faß haben, und da wir Menschen immer dazu neigen, uns die letzte Hoffnung und den letzten Trost gut zu konservieren, so wollen wir uns als Ausgleich für den schlechten Mai an diese Aussicht des vollen Falles (gemeint ist das Weinfal, und nicht das Regenfal!) und der vollen Scheune trosten. Ob unser Trost und unsere Hoffnung genügend begründet waren, das werden wir dann erst im Herbst, (wenn im sonnigen Herbst die Traube schwillt!) feststellen können. Bis dahin hat es allerdings noch gute Weile, und es läuft noch viel Wasser den Rhein hinab, bis wir die herbstliche Jenseit austreten können.

Nachdem uns also die Witterzeit und anschließend auch der Mai ziemlich daneben geraten sind, richten sich unsere Hoffnungen auf den Juni, den wir allerdings erst Ende nächster Woche anbrechen werden.

Sanctifizierte Untertanen.

Das englische Königsjubiläum hat allerhand merkwürdige Blüten gebracht; immer, wenn hochgeheilte Persönlichkeiten Namensstag, oder Geburtstag, oder sonst was Festliches haben, dann gibt es allerhand Geschenke und Glückwünsche, die weniger wegen ihres äußeren Wertes Aufsehen erregen, als wegen der Gesinnung, aus der sie kommen.

Und so wird sich der König von England ganz sicher besonders gestreut haben, als seine lieben Untertanen vom Stamme der Powra ihm versprochen, und zwar schriftlich im Glückwunschschreiben, auf 6 Monate ihre Frauen nicht mehr zu verprügeln. Bei diesen herzigen Herrschaften besteht nämlich die „Ehre“, daß die Ehegatten der Prügelstrafe unterworfen ist, wenn der Ehegatte irgendwie unzufrieden ist, unzufrieden mit allen nur möglichen Dingen. Trifft ein solcher Fall ein, so muß die arme Frau vom Stamme der Powra die vom Gatten verhängte Tracht Prügel einkassieren, ohne daß sie etwa wegen solcher Prügelei irgend ein Recht auf Einspruch oder gar Scheidung hätte; die englische Regierung hat auf vielfache Art gegen diese „raue aber herzliche Ehre“ Front gemacht, aber sie hat sich nicht gegen diesen alten Brauch durchsetzen können, wie oft sie auch die Mittel des Staates und der christlichen Lehre dagegen mobil gemacht hat; die Missionare haben in dieser Richtung anerkanntermaßen mehr Erfolg gehabt, als die Polizei; denn wenn das Christentum angenommen wurde, dann haben die Missionare immer leichteres Spiel gehabt, als die Polizei, die eben nur mit irdischer Strafe drohen konnte; aber dazu ist es dann meistens nicht gekommen, weil eben die Ehre so anerkannt und so alt war, daß selbst die geprügelten Frauen es nicht wagten, zum Kabi zu laufen.

Sechs Monate wollen die braven Untertanen vom Stamme der Powra ihr „Wachstum“ ruhen lassen; erst am 7. November soll es wieder losgehen mit der Prügelei.

Andere Landeslinder des englischen Königs haben im Glückwunschschreiben an den englischen König zum Jubiläum ein Gelübde gemacht, das dem Jubilar sicher auch Freude machen sollte; diese Herrschaften stammten ebenfalls aus der gleichen Gegend, wie die Prügelreue.

Sie genießen den Ruf, besonders talentierte Spitzbuben zu sein, und die englischen Beamten, die in diesen Breiten tätig sind, schwören mit sämtlichen Eiden, daß es kein Volk auf der Erde gibt, das so gut stehlen und wildern kann; diese edlen Landeslinder sollen sogar schon den königlichen Beamten die glänzenden Knöpfe vom Rock gestohlen haben, während diese mit ihnen sprachen. Nun, — und diese Landeslinder haben dem englischen König zum Jubiläum Glückwünsche gesandt, und das Versprechen, nicht mehr zu wildern und nicht mehr zu stehlen. Da sie aber von der Unzulänglichkeit des eigenen guten Willens überzeugt sind, so haben sie sich selbst eine Frist für diese Tugendhaftigkeit gestellt; sie wollen 12 Monate lang solide sein auf den besagten Gebieten, und ein Jahr ist eine lange Zeit. Sie trauen sich also schon mehr zu, als der befreundete Stamm der prügelnden Ehe männer, die nur 6 Monate für ihre Enthaltbarkeit garantieren können.

Immerhin — erfreuliche Gelübde, die einem König bei seinem 25 jährigen Regierungsjubiläum sicher Freude machen sollten; vielleicht aber werden sie auch Bedenken wecken beim „König“, wie es eigentlich kommt, daß seine 25 Jahre königliche Regentenschaft nicht ausreichten, solche rauen Sitten abzuschaffen.

Von der Tauschflora zum Tagelwurm.

Unsere Leser wissen natürlich, was die „saure Gurkenzeit“ ist, die auf den Redaktionen immer einen besonderen Ruf beruht; die Schwierigkeit hatte. Das sind die so sommerlichen Wochen, in denen meistens nicht viel zu „passieren“ pflegt. Aus diesem Grunde entbeden im vorigen und vorvorigen Jahre die englischen Kollegen die Seeschlange.

Sie wurde schon ein paarmal tot ans Ufer geschwemmt, ein paarmal lebendig gefangen und einige Male von mutigen Leuten getötet, und jetzt hat sie glücklich der Leuchtturmwärter John Crowley aus Mutton Island (Irland) erlegt. Es gibt sogar Leute, die das Fabeltier mit eigenen Augen am Strande liegen gesehen haben wollen, aber solche Augenzeugen gab es in diesen Fällen stets. 17 Meter lang soll die Seeschlange gewesen sein und neun Meter dick. Die Seeschlange ist gerade zur rechten Zeit in die ewigen Fährgründe eingegangen, denn augenblicklich hat man es mit dem Tagelwurm, der kürzlich fotografiert worden ist. Mal etwa als anderes, nicht wahr? Auf in die Verge! heißt diesen Sommer die Parole für die Abenteurer und Wissenschaffler, die das zweite Fabeltier jagen wollen. Zwar ist der Tagelwurm höchstens einen Meter lang, aber dafür soll er einen so grimmigen und tödlichen Blick haben, daß ihm noch keiner standgehalten hat. Wir sind begierig zu wissen, was sich dies Jahr für ein Theater um den Tagelwurm abspielen wird.

Die Seeschlange ist tot, es lebe der Tagelwurm!

Wunderwirklichkeit aus Gynäkoökologie.

In Dahlen bei Berlin, im Gelehrtenhaus, wurden kürzlich Tränen gelacht, als man eine Menge alter Filme einer größeren Kunde geladener Gäste vorführte; diese alten Filme aber waren nicht etwa Lustspielfilme, sondern durchweg Trauerspiele von Format, aus einer Zeit, da das Kino noch in den Kinderschuhen stand. Da geisterten die Filmgrößen von einst, die das Badischer Herz unserer Großmütter zum Ziehen und zum Ueberlaufen brachten, über die im wahren Sinne des Wortes fortgesetzt stimmende Leinwand, und man hatte fortwährend das Gefühl, daß es in Strömen regnete; auch in den guten und weniger guten Studien, in denen sich die Tragödien abspielten regnete es. Ein Merkmal jener Filme ist es auch, daß die Tränen des Schmerzes und der Mühnung geradezu literarische vergossen wurden. Schluchzende Darsteller ließen die Zwerge der Zuschauer weinen, als Lil Dagover, Genny Forten, Waldemar Fylander, Gunnar Tolnæs, der Erfinder des Maharadscha, Stuart Webb, der richtig Ernst Richter heißt, in den Rollen ihrer Filmzeit auf der Leinwand erschienen. Um das Glück vollkommen zu machen, wurde auch die Kinomusik der vergangenen Zeit vorgeführt; auf elektrischem Klavier oder mit entsprechend zusammengefügten Klangkörpern.

Soweit ist die Freude an dieser Vergangenheit in Ordnung; aber sie hatte doch ihren Beigeschmack; jedenfalls hielt sie zuletzt doch zum Nachdenken an. Denn die Frage liegt zu nahe, ob wir in ein paar Jahren — wir selbst oder unsere Nachfahren — nicht auch über die filmischen Leistungen der Gegenwart genau so lachen werden, wenn uns die Dramen und die Tragödien von heute noch einmal vorgeführt werden sollten.

Wir haben ein noch näher liegendes Beispiel: das Auto! Wenn man heute gelegentlich die Wagen aus der Grubezeit des Autos im Bilde oder in natura zu sehen bekommt, dann lachen wir ganz hochmütig und tuen, als ob das eben doch eine riesige Stumperei gewesen wäre. Und doch ist dieser Dörmut unbegründet; alle die Dinge, die uns alt und überholt erscheinen, weil wir selbst so eilig, so erfinderisch und so klug an ihnen verbessernd herumgebastelt haben, sind einst Großtaten menschlicher Erfindergenie gewesen. Und wenn wir uns auch das Lachen über sie nicht hundertprozentig verkneifen können, so müssen wir doch aus Ehrfurcht vor den Leistungen der Pioniere dieses Lächeln eben mit Ehrfurcht garnieren und nicht allzu hochmütig tun.

Was hiermit geschieht!

Denn: auch in ein paar zig Jahren wird Dein Urenkel, wenn er Dein Photo im Album sieht, über Dich lachen und sagen: „was sahen die Leute ulkig aus.“

Närrische und Wandabmal.

Wir wissen es noch aus der Schule, daß Herr Friedrich von Schiller im Zell die Schweizer sagen läßt: „An's Vaterland, an's teure schließ! Dich an, das halte fest mit allen Deinen Kräften!“

Diesen Schwur vergessen die heutigen Eidgenossen offenbar ziemlich gründlich, wenn sie auf Freiersfüßen gehen.

Wenigstens darf man dies aus einer Meldung schließen, die aus Sankt Gallen kommt. Danach können sich die Ausländerinnen dort nicht über mangelnde Würdigung beklagen. Das zeigt die Statistik für das Jahr 1933, das allerdings kein besonders erfreuliches genannt werden kann. Von 536 Eheschließungen

im Jahre 1934 ist die Zahl auf 437 zurückgegangen. Von den 396 Schweizerinnen, die in St. Gallen im letzten Jahre ihr Eheglück suchten, heirateten 340 Schweizerinnen und 56 Ausländerinnen, wovon 34 Reichsdeutsche, 11 Österreicherinnen und Liechtensteinerinnen, 7 Italienerinnen usw. Bemerkt man, daß jeder siebente ins Ehejoch geschlüpfte Schweizer hat sich eine Ausländerin als Lebensgepartnerin zugelegt.

Die Heimatsfreunde wollen ein Theaterstück machen.

In der kommenden „Saison“ der Heimatsfreunde — die jetzige geht am Himmelfahrtstage mit der Eröffnung zu Ende — wird das Programm voraussichtlich eine sehr achtenswerte und willkommene Ergänzung finden. Es soll vom nächsten Frühjahr an alle zwei Jahre ein Lokal-Theaterstück aufgeführt werden, dessen Einstudierung und Inszenierung in den Händen des Städtebundes-Theaters liegen soll. Diese geplante Neuerung wird sicherlich nicht nur in den Kreisen der Heimatsfreunde, die mittlerweile 1000 Mitglieder haben, freudig aufgenommen werden, und man kann sich vorstellen, daß die richtigen Köpfe aus lokalen Stoffen schon eine schmackhafte Angelegenheit mischen können. Stoff ist ja genug vorhanden, und auch das Milieu ist verlockend genug, um eine fröhliche und lustige Angelegenheit auszuhecken zu bringen. Das Theaterstück soll — falls es ein Erfolg werden sollte — auch in den übrigen Spielplan des Theaters aufgenommen werden, da sich die Intendanz des Theaters gerade von einem solchen Bühnenwerk eine noch innigere Verbindung zwischen Theater und Bevölkerung verspricht.

Die Aufführung soll in die nächste Fastenzeit fallen, und sie soll alle 2 Jahre an Stelle des „Häcker Obeds“ gestartet werden. Zwar ist bis dahin noch viel Zeit, aber der maßgebende Beschluß ist doch schon getroffen worden; mußte getroffen werden, da die Aufführung des Neuker Lokal-Theaterstückes nicht etwa über das Knie gebrochen werden soll; auch den Autoren soll genügend Zeit gelassen sein, sich mit dem Gedanken zu befassen. Wenn sich also die Absichten der Heimatsfreunde erfüllen, so wird Neuk im nächsten Jahre um eine schöne Veranstaltung im Schoße der großen Heimatsfreunde-Familie reicher sein. Ganz sicher wird sich unser Theater, das eben seine erfolgreiche Spielzeit beschloß, hat, dieses Bühnenstückes mit großer Liebe annehmen, und eine Anzahl von Neuker Laienspielern, die ja aus mehr als nur dem mundartlichen Grunde unentbehrlich sein werden, wird dann zum erstenmal neben die Berufsleute des Theaters gestellt werden können, eine Mischung, die noch eine besonders interessante Angelegenheit sein wird. Hoffen wir, daß sich Pläne und Wünsche auf diesem Gebiete verwirklichen!

Emil und die Verdingungen.

Emil, ein pfiffig dreinblickender Lehrling, suchte sich in den Hintergründen des Verhandlungsraumes im Arbeitsgericht zu verkrümeln, weil er sich in seiner Haut nicht recht wohl fühlte. Der Richter winkte ihn jedoch heran, denn Emil war nun einmal die Hauptperson in diesem Prozeß. Sein Vater, in gekränktem Stolz, begründete am Pult des Klägers umständlich seinen Anspruch auf Schadenersatz. Sein Filius hatte bereits drei Jahre lang bei seinem Meister gelernt, als ihn plötzlich sein Lehrherr an die frische Luft setzte. Ganz zu Unrecht meinte der Herr Papa und 400 Mark verlange er als Entschädigung. Schlecht behandelt habe der Meister den Jungen auch noch. Und überhaupt....

Der Meister als Beklagter bemühte eine Pause, in der der große Zeis vor Beginn einer neuen Anklage tief Luft holen mußte, um seinerseits zu bemerken, daß die Entlassung ihren triftigen Grund gehabt habe. Unpünktlich und nur zu Alotria aufgelegt, sei der Junge schon immer gewesen, aber zuletzt hatte er es denn doch zu toll getrieben. Tagelang sei er überhaupt nicht zur Arbeit gekommen.

„Ich war doch zu den Verdingungen“, meinte schüchtern Emil hinter dem breiten Rücken des Papas. — „Nawohl, die Verdingungen waren nur auffallend oft. Und merkwürdigerweise immer Montag früh“, war die Antwort des Meisters.

Schmunzelnd meinte der Vorstehende, nach seinen Erfahrungen pflege man allerdings Montags früh um 7 Uhr keine Verdingung vorzunehmen. Zeis, immer noch zürnend, trat den strategischen Rückzug an. „Zweimal war er wirklich zur Verdingung. Und einmal hat er mir gesagt, er brauche nicht zur Arbeit. Die Werkstatt wäre geschlossen. Wenn der Junge Fehler macht, braucht sich der Meister ja nur an mich zu wenden. Die 400 Mark will ich haben, trotzdem.“

Der Richter zeigte sich der Aufgabe gewachsen, rechtlichen Menschen wirklich zu helfen. „Das Wichtigste sei, daß Emil erst einmal wieder festen Fuß fassen kann und nicht für immer abgeleitet. Sie“, wandte er sich an den Meister, „werden als Obermeister der Innung doch sicher bereit sein, einen Lehrling, der kurz vor der Verdingung der Lehrzeit steht, auf die rechte Bahn zu bringen. Wollen Sie die Verpflichtung übernehmen, dem Jungen eine andere Lehrstelle zu besorgen, in der er auslernen kann? Der Vater nimmt dann die Klage zurück. Einverstanden? ... Also nehmen wir das zu Protokoll.“

Beflagter: „Der Sohn muß sich dann aber auch verpflichten, ein anständiger Mensch zu werden.“

Vorstehender: „Das können wir leider nicht ins Protokoll aufnehmen. Aber er wird sich das hoffentlich auch so merken, nicht wahr?“ — Emil denkt an die „Verdingungen“, wird rot und verspricht dem Richter, ein fleißiger und ordentlicher Kerl zu werden.

Diaz.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

III. Fortsetzung

"How do you do?" fragte der Herr und schaute sich umher. Ich tat, als ob ich seine Frechheit nicht beachtete.

"Hallo!" antwortete ich nur, "einen Moment bitte. Ich muß nur noch diesen Brief an einen Missionsfreund schreiben, damit das Postboot ihn mitnimmt. Sie wissen, das Boot kommt nur einmal im Monat, und wer weiß, wann ich wieder Gelegenheit zum Schreiben finde."

"Ja, wer weiß... ", bemerkte mit viel sagendem Lächeln der Rothaarige. Schreiben Sie ruhig weiter. Sie werden dem Missionsbruder ja wohl keine Geheimnisse mitzuteilen haben, die ich nicht auch wissen darf."

Ich mußte mich gewaltsam zusammennehmen, ließ ein gelassenes "Please" hören und schrieb dann weiter:

"... Aus der Fauna dieser Gegend sind mir bisher trotz emsigen Suchens leider keine seltenen Exemplare zu Gesicht gekommen. Aber ich hoffe, bei meinem Weitermarsch nach Südw. interessante Studien machen zu können. Mein Begleiter ist ein wahrer Segen für mich..."

Der Irlander machte sich nun an dem Schrank zu schaffen, piffte befriedigt durch die Zähne und beachtete meine Schreiberei nicht weiter, so daß ich den Brief mit den Worten schließen konnte:

"Bin auf Posten XP. Hand Patronen und Geschossen vor. Seeben drei Männer und eine Frau eingetroffen, die hart verdächtig sind."

Die zwei Deutschen mit dem Motorboot."

Ich verschloß den Koffer in einen von dem Soldaten gereichten Umschlag und schrieb, nun wieder unter den Augen des Rothaarigen, die Adresse:

"Brother Clarence, Baptist Mission, Bulamaja."

Gleichwohl hatte ich noch Gelegenheit, dem schwarzen Soldaten ins Ohr zu flüstern:

"Missionary nonsense — District Officer Figger!"

Der Schwarze nickte und grüßte, steckte den Brief in seine Tasche, kehrte zum Boot zurück und fuhr nach Norden zu ab.

Erleichtert atmete ich auf.

Eine alte Bekannte.

Der Irlander hielt es nun für nötig, sich vorzustellen:

"Ich bin Tom Dir, Eisenhandhändler."

Ich nannte meinen Namen, und der Fremde schien sehr unerschrocken. Von vornherein durch ein paar Höflichkeitssentenzen zu wollen. Er versuchte so etwas wie eine Erklärung seiner Unerschrockenheit: Er müsse in einem Gewerbe immer auf der Lauer vor Spionen liegen, die Eisenbeschäfte seien dünn gesät im Kassaland, und Konkurrenz bleibe eben Konkurrenz...

Als ich mit Dir auf die Veranda trat, glaubte ich kaum meinen Augen trauen zu können: Auf dem Schaufenster sah Frau Cortini, jene Dame, die ich bei dem alten Araber in Sansibar kennengelernt hatte. Der Mulatte blickte auf einer Treppstufe, während der andere Weißer, ein Mann von orientalischer Gesichtszüge mit fanatischen Augen, fragend den Irlander anblickte. Der nickte nur und verschwand dann mit seinem Genossen im Rafthaus.

Frau Cortini erinnerte sich meiner noch. Sie zeigte aber verstoßen auf den Mulatten, der uns den Rücken zugewandt hatte, und legte den Finger geheimnisvoll an die Lippen.

Vor Überforderung entfuhr mir ein deutsches Wort. Frau Cortinis Gesicht hellte sich plötzlich auf und im gelächelten Deutsch fragte sie jetzt, ohne auf die Gegenwart des Mulatten, der zweifellos kein Wort Deutsch verstand, die geringste Rücksicht zu nehmen:

"Wissen Sie eigentlich, was das alles bedeuten soll? Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Ich besuchte Rina Dulla, als diese 'Herren' mich einfach entführten. Wohl oder übel mußte ich meine Träger entlassen und mich diesen drei Gentlemen zu Fuß angeschlossen. Gott, sie haben mich nicht schlecht behandelt, aber ich frage mich nur, was diese Geschichte eigentlich für einen Sinn haben soll."

Ich klärte sie schnell über alles auf, soweit ich selbst im Bilde war.

"Diese Lumpen!" prekte Frau Cortini leise und erregt durch die Lippen. Solche Lumpen haben vor zwei Jahren auch unsere Farm eben in Tanganyika in Brand stecken lassen, die Regier. aufgeweckt und mich und meinen Mann um unsere zweite Heimat und unser bisheriges Glück gebracht!"

Trotz der Erregung der jungen Frau wagte ich sie zu fragen, ob sie Deutsche sei?

"Deutschafrikanerin", sagte sie, nun etwas ruhiger, "aus Natal! Mein Mann aber war geborener Deutscher trotz des italienischen Namens. Wir hatten eine herrliche Plantage. Aber alles ist in dem Aufruhr von damals, bei dem auch mein Mann sein Leben lassen mußte, untergegangen. Wäre Mulah Hamid nicht gewesen, so wäre es mir schlimm gegangen. Aber so komme ich einigermaßen durch."

In der Halle.

Wir wußten sehr bald, daß wir in der Halle saßen, daß uns das Trio ganz bestimmt nicht ohne weiteres weiterreisen lassen würde, wenigstens nicht, bevor es seine Pläne verwirklicht hatte, ja, daß uns möglicherweise sogar der Tod drohte.

Wir kammerte sich kaum mehr um uns. Er ließ uns miteinander so viel in dem ihm unverständlichen Deutsch erzählen, daß es mir bald fast über den Rücken lief. Diese Nichtbeachtung konnte ja nichts anderes bedeuten, als daß es dem Irlander gleichgültig war, worüber Leute sich unterhielten, die auf eine Handbewegung von ihm für immer zum Schweigen auf dieser Erde verurteilt werden konnten.

Die drei "roten Missionare" hatten sich in einem Anbau des Rafthauses eingerichtet, der eigentlich eine Küche darstellen sollte. Aber trotzdem fanden wir immer unter

Schwärzung. Wenn einer von uns in den Busch aber an den See ging, bestete sich stets ein Mitglied des sauberen Trios an unsere Person. Nur Gertha Cortini durfte unbehelligt ihre kurzen Streifzüge machen.

Wir bauten unsere letzte Hoffnung darauf, daß der schwarze Postbote meinen Brief anhielt bei dem singierten Missionar richtig bei dem "Dios" abliefern, daß dieser uns schnellstens Hilfe schickte und wir so aus unserer fatalen Lage befreit würden.

Nier Tage vergingen jedoch, ohne daß irgend etwas geschah, außer daß der Mulatte dauernd am Ufer Wache stand und anscheinend nach einem Boot Ausschau hielt, dessen Ankunft die Notizen entweder erwarteten oder befruchteten.

Unsere Waffen hatte Dir uns abgenommen. "Im Matheur zu vermeiden!" bemerkte er ironisch dazu. "Sie hätten uns auch wenig gegen die drei Männer genügt, die uns ständig unter Bewachung hielten. Mit Lebensmitteln waren wir reichlich versehen, denn die drei Briganten schienen aus dem Busch laufend verproviantiert zu werden."

Wir hielten es für angebracht, Gertha in unser Bootsgesellschaft einzubeziehen. Nach einigen Irrgängen fand sie auch das Versteck. Nach dem Plan, den wir ausgeheckt hatten, nahm sie nun täglich auf ihrem Weg zum Boot Proviant mit. Sie wäre gerettet gewesen, wenn sie mit ihren schwachen Kräften das Fahrzeug hätte zu Wasser bringen und den Motor antreiben können.

Schließlich war es soweit, daß etwas geschehen konnte. Dir hatte nämlich der junge Deutschafrikaner einen ebenso unverbrämten wie unerschämten Antrag gemacht und zynisch dazu erklärt, er sei doch immer noch kecker als der Mulatte und zwischen ihnen beiden müsse sie wählen, ob sie wollte oder nicht. Gertha hatte daraufhin das Klügste getan, was sie in ihrer Lage tun konnte, nämlich ungläubig gelacht und damit vielleicht noch ein schwaches Fünkchen von Ritterlichkeit in der Brust des Irlanders entzündet, denn dieser kam auf seinen Antrag nicht mehr zurück und verbot auch der jungen Frau ihre für uns so wichtigen "Spaziergänge" nicht. Seine Augen ließen aber immerhin erkennen, wie furchtbar die Gefahr für Gertha blieb.

Ein Fluchplan.

Unser Plan stand fest. Entweder Pipp oder ich mußten versuchen, zum Boot zu gelangen, es ins Wasser zu ziehen und den Motor startbereit zu machen. Der Zurückbleibende mußte dann mit dem Mädchen auf aut

Gang den Wehlauf mit den Dum-Dum-Kugeln vom Rafthaus zum Boot aufnehmen. Die einzige Möglichkeit, den ersten Teil des Planes durchzuführen, bestand darin, daß sich einer von uns Kleider der jungen Frau überzog. Ich kam bei meiner Größe dafür nicht in Frage, wohl aber Pipp. Also los!

Es klappte! Pipp ging mit einer solchen Ruchbalance in Gerthas Kleidern zum See hinab, daß ich ihn zum erstenmal in meinem und seinem Leben aufrichtig bewunderte. Gertha besaß noch ein Tropfenleid in ihrem Gesicht, das sie anzog. Zunächst hielt sie sich im Zimmer verborgen.

Ich schlenkerte auf die Veranda und bat Dir, ein paar Worte im Vertrauen mit ihm wechseln zu dürfen. Der Mulatte sah, wie ich wußte, auf der anderen Seite der Raftbütte, um Ausschau zu halten. Der Orientale, der bisher noch kein Wort gesagt hatte, und den ich trotzdem für das eigentliche Haupt des Trios hielt, las in einem abgegriffenen Buch.

"Dir", sagte ich, "die Lady hat mir von Ihrem — hm — Antrag erzählt. Sie war natürlich, wie Sie sich denken, über diese... Aufseherin recht beunruhigt. Aber schließlich: Sie hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß sie sich im ersten Augenblick abscheinend gezeigt habe, als sie eigentlich gewillt war. Aber sie stellt eine Bedingung."

Der Rothaarige lachte selbstbewußt: "Und die heißt?"

"Unsere Freilassung! Schließlich werden Sie ja wohl nicht leugnen wollen, daß wir hier gewissermaßen Ihre Gefangenen sind."

Dir machte ein ironisches Gesicht und schaute, dann scheinend nachdenklich, vor sich hin. In diesem Augenblick räusperte ich mich laut, und Gertha erschien auf der Veranda.

"Sie sehen, die Dame ist von ihrem Spaziergang zurück", sagte ich zu Dir. "Was soll ich ihr sagen?"

"Erst den Preis, dann den Lohn", murmelte Dir.

Ich ging auf Gertha zu und flüsterte ihr ins Ohr: "Wir scheinen Glück zu haben. Dir hat nicht gemerkt, daß du aus dem Zimmer gekommen bist. Er glaubt, du bist vom Spaziergang zurückgekehrt. Pipp ist schon beim Boot. Jetzt gehst du auch sofort zum Boot hinunter, und ich werde versuchen, dem roten Himmel die Sache plausibel zu machen."

Ohne es zu merken, hatte ich in der Erregung, "du" gesagt, und dabei ist es dann nachher auch geblieben. (Fortsetzung folgt.)

BLICK IN DIE WELT

Der Zug der Lüste

Riesige Menschenmengen versammelten sich als Zuschauer am Flugtag der Roten Armee in Moskau, um die Vorführungen zu betrachten. Den größten Beifall erntete der "Zug der Lüste" — eine schwere Maschine, die mit fünf Segelflugzeugen im Schleppflug ausfiel. Die Segelfluggesetze wurden von bekannten Fliegern geführt und lösten sich in verschiedenen Abständen von ihrem Schlepper, ein Manöver, das höchsten Beifall hervorrief.

Wie Pirandello Dramatiker wurde

Es ist ziemlich unbekannt, unter welchen Umständen der Nobelpreisträger Pirandello seine dramatische Berufung erlangte. "Tribune der Gewerbe" erzählt uns darüber folgendes: Während des Krieges wurde der Sohn des Schriftstellers schwer verwundet. Als der junge Pirandello in einem Lazarett behandelt wurde, bekam er täglich Besuch von seinem Vater, der, um seinen Sohn zu zerstreuen, ihm jeden Nachmittag in dramatischer Form den Inhalt irgendeiner Geschichte erzählte. Pirandello, der bis dahin von seiner dramatischen Begabung noch nichts geahnt hatte, begann nun diese Erzählungen in Form von Szenarien aufzuschreiben. Auf diese Weise entstanden "Sechs Personen suchen einen Autor" und die meisten anderen der berühmten Stücke des italienischen Dichters.

Der gefälschte Jan Raat

Die Urliste der zahlreichen Unfälle in der amerikanischen Handelsmarine glaubt ein New-Yorker Blatt in einer Schwindlerbande gefunden zu haben. Diese Betrüger fälschten nämlich Seemannszugnisse, die sie pro Stück für vier Dollar veräußerten. Dreitausend solcher gefälschten Ausweise konnten allein für ein Jahr nachgewiesen werden, die an Leute verkauft wurden, welche Grund hatten, das Land zu verlassen, aber keinen Paß besaßen.

Der "Wahrheitsapparat"

Nachdem ein begabter Engländer ein Pulver erfand, das den Menschen, der es genießt, in einen Zustand versetzt, in dem er nur die Wahrheit sagen kann, machte sich ein einflussreicher Amerikaner daran und konstruierte einen Apparat, mit dem man auch den verhöflichsten Lügner entlarven kann. Es handelt sich um einen Reiser von Blutdruck, Herz- und Nerventätigkeit, der jede typische Veränderung, die auf Lüge deutet, sicher nachweist und auch darstellt, ob der Lügner nur zitternd lügt oder doch und gewissenlos schwindelt.

"Homes fit for Heroes"

"Homes fit for Heroes" war das Schlagwort, mit dem 1918 die vom europäischen Kriegsschauplatz heimkehrenden englischen Soldaten empfangen wurden: Jeder Soldat sollte ein Heim erhalten, wie es sich für einen Helden gebührt. "News Chronicle" veröffentlicht nun eine Photographie eines solchen "Heldenheimes": ein dunkler, schmaler Hinterhof, wie man ihn zweifellos in ganz Deutschland vergeblich suchen wird. Selbst das berühmte ehemalige Schuppenviertel in Berlin hätte neben diesem Heldenheim glänzen können. In einem

dieser Häuser moht eine achtköpfige Familie in einem einzigen Raum. Der Mann arbeitet im Sommer ein paar Wochen lang auf den Docks, in der übrigen Zeit des Jahres ist er arbeitslos. Die Mutter geht von morgens bis abends nähen, so daß die sechs Kinder völlig auf sich selbst angewiesen sind. Das jüngste Kind, ein Baby von neun Monaten, ist unter einem Bett untergebracht, in dem die drei ältesten Kinder zusammen schlafen. Der Haushalt wird von der einzigen Tochter verjagt. "Die meisten von uns", so schreibt das zitierte Blatt, "haben keine Ahnung, wie es in einem solchen Haushalt zugeht. Gätten wir sie — wir könnten diese Verhältnisse nicht ertragen. Millionen von uns würden aufstehen und alles das zum Teufel sagen, was für solche Lebensbedingungen unserer Landesleute verantwortlich ist." Nebenbei: Der Krieg mitgemacht, sollte also wohnen in einem "Home fit for Heroes".

Der älteste Kalligraph der Welt gefunden.

Wer geglaubt hat, ein so modernes und nützliches Schreibgerät, wie der Kalligraphhalter, sei eine Erfindung der Neuzeit, der wird beim Lesen dieser Zeilen zur Kenntnis nehmen müssen, daß auch in diesem Fall der alte Ben Afrika recht behält. In einem ägyptischen Grab hat man den ältesten Kalligraphhalter der Welt entdeckt. Er dürfte das staltliche Alter von 4000 Jahren haben und besteht aus einem dicken Schilfrohr, das an einem Ende zugespitzt ist. Im Innern dieses Rohres befand sich eine tintenartige Flüssigkeit, die durch einen Kupferhölzchen am zu raschen Ausfließen gehindert wurde.

Modestgeheuch in China.

Es ist schon wiederholt vorgekommen, daß die Behörden gezwungen waren, Verordnungen gegen übertriebene Modestgeheuch zu erlassen. Gesehe jedoch, die zum Beispiel die Länge der Röcke oder das Decolletee bei modernen Abendroben vorschreiben, hat es bisher noch nicht gegeben. Die Regierung in Nanking hat sich nun vor einiger Zeit entschlossen, in China ein Modestgeheuch herauszugeben, das das erste dieser Art auf der Welt sein wird. Dieses Gesehebuch, das bereits in Vorbereitung ist, wird sowohl für die Männer als auch für die Frauen separate Bestimmungen enthalten. Man beabsichtigt, darin alle bisherigen Verordnungen zusammenzufassen. Ein ganz besonderes Augenmerk wird jenem Gesehe zugewendet, das Schuhe verbieten soll, die die Verkrüppelung der Füße verursachen. Da der moderne Chinese europäische Kleidung bevorzugt, ist man auch mit der Ausarbeitung eines Gesehes beschäftigt, das die Nachahmung ausländischer Kleidung verbieten soll, da man diese als unpasend und ungebührlich betrachtet. Interessant ist es, daß das Zigarettenrauchen als Mode gewertet wird. Man kann neugierig sein, welche Gesehe nun auf dem Gebiete dieser Mode geschaffen werden:

MODE UND HEIM

Blumenzeit! Blumenzeit!

Schnittblumen und ihre Vasen.

Hinreichend schön, die zarten Glasvasen, in denen man die zierlichen Blumenstängel so organisch sehen kann. Aber wehe, wenn diese Wunder der Schönheit nicht mindestens zweimal am Tag — vielmehr morgens und abends — frisches Wasser bekommen. Eine leicht getriebene Blüte weicht die Erinnerung, daß hier ein Ziergegenstand vor sich geht, wie er bei sterbenden Geschöpfen eben nicht zu vermeiden ist. Wer die Zeit für diese sehr sorgfältige Pflege nicht hat, der nehme lieber töpferne oder porzellanene Vasen, die mit einmaligen täglichen Wasserwechsel zufrieden sind und keine umständliche Politur beanspruchen.

Wer sich bewußt eine kleine Sammlung von Vasen für alle Möglichkeiten der Blumenwelt anlegen will, wird finden, daß er mindestens 15 bis 20 solcher Gefäße braucht. Und dabei darf noch kaum eine Vase von einer ausgefallenen Farbe sein, die nur für wenige Blüten in Betracht kommt. Überhaupt die Farbe der Vasen! Am besten fährt man, wenn man sie sehr zurückhaltend wählt: weiß, gelblich, schwarz, grau. Und sehr vorsichtig sei man mit dem Ornament auf der Vase. Ein einfacher Streifen, ein ganz leichtes Zupfmuster genügt — man bedenke immer, daß die Blume die Hauptsache ist, daß die Vase nicht anspruchsvoll sein darf. Vorausgesetzt natürlich, daß es sich überhaupt um Blumen- und nicht um Ziervasen handelt.

Die Form der Vase hat ebenfalls nicht für sich, sondern sich den Bedürfnissen der Blumen anzupassen, denen sie ein schöner und zweckmäßiger Aufenthalt sein soll. Also vermeide man im allgemeinen Vasen mit engen Öffnungen, die dem Blumenstängel die Luft fortnehmen, ihn vielleicht gar zusammenpressen, so daß es ihm unmöglich wird, den nötigen Wasservorrat in die Blüten hinauszupumpen. Und ebenso sehr man sich mit Vasen vor, die nach oben aufsteigend auslaufen und zu wenig Bodenfläche haben; sie kippen leicht und die Blumen haben, wenn sie nicht mehr ganz frisch sind, zu wenig Halt an ihnen. Eine Kugel, schöne Becherformen, Krüge... es gibt genügend Aus-

Herr Doktor, was tue ich bei...

Reizhusten?

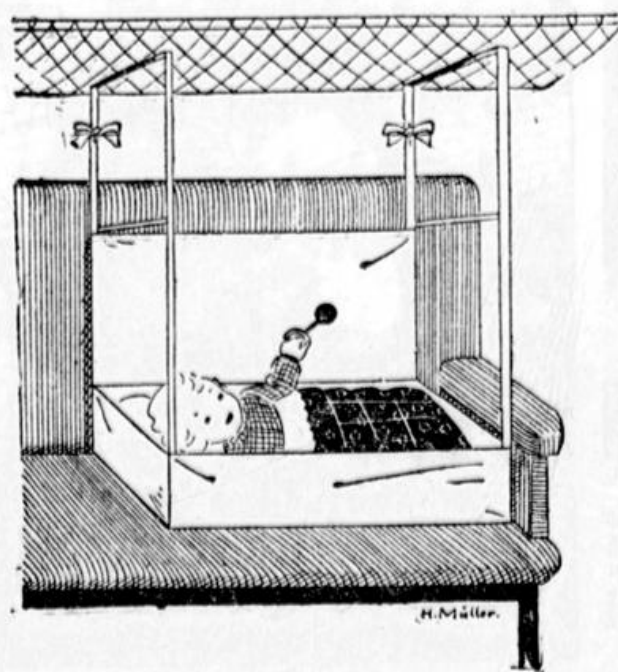
Der trockene, nervöse Husten, der oft nach Erkrankungen der Luftwege zurückbleibt, wird mit ein wenig Rücksicht bald fortgebracht werden: Vermeidung von kalten Getränken, nicht zu tiefe oder häufige Atmung, reine und laue Luft, Vermeidung von Wind.

Entzündungen zwischen den Zähnen?

Einzelung mit Zöhlösung, dann während des Verheilens Einpuderungen. Es ist besonders darauf zu achten, daß die Strimpfe häufig gewechselt und gewaschen werden. Sie mit Talkpuder in der Perlenpitze einzustäuben, ist auf jeden Fall auch bei der Abheilung gut.

Das praktische Heim

Baby reist im eigenen Abteil!



Für manche Hausfrau und Mutter wird die kommende Reisezeit neben der schönen Vorfreude auch eine Sorge bringen: Wie wird Baby die Fahrt überstehen und — wie werden die Mitreisenden die Gesellschaft eines so kleinen Kindes aufnehmen? Man kann das Baby nicht unentwegt durch die Schönheiten der vorüberfliegenden Landschaft ans Fenster fesseln, selbst Lieblingsspiele verlieren einmal ihre Anziehungskraft und dann wird Baby, zur Verzweiflung aller, unruhig, unglücklich und sehr ungezogen. Es ist eben aus seiner Ordnung gekommen! Darum wäre es schon jetzt an der Zeit, ein Hilfsmittel zu schaffen, das Baby die gewohnte, ruhige Lage ermöglicht: eine leicht zusammenlegbare Hülle aus festem Wäschstoff oder Wolltuch, die mit schmalen Bändern am Gepäckstück befestigt werden kann und in der Baby auf dem Sitzpolster samt Kissen und Decke so ruhig und sicher liegt, wie daheim im Bettchen. Ein kleiner Trick, dem Kleinkind und allen Mitreisenden die Fahrt angenehmer zu machen!

Launen der Mode

Die starre malerische Schönheit hat dem Taft so viel Freundinnen gewonnen, daß man selbst im Sommer nicht auf dieses einzigartige Material verzichten möchte. Taftkleider — leicht gemustert und dezent gestreift — stellen den oorschriftsmäßigen Straßenzug, das beliebte Nachmittagskleid des Frühlings dar. Man trägt zum dunkleren Kleid die leichte Organdy- oder Georgettegarmentur und den weißen, flachen Hut. Dreiviertellange, schwarze und dunkelblaue Taftmäntel, kra-genlos und mit weiten Ärmeln oder kleinem Cape gearbeitet, ergänzen wirkungsvoll die leichten Kleider. Am dunklen Nachmittagsmantel aus leichter Wolle sieht man reich gesteppte Taftaufschläge, und selbst die helle Kostümjacke und der glatte, sportliche Leinenmantel sind mit dunkleren Aufschlägen und Kragen besetzt — natürlich aus Taft! Denn ohne Taft geht es nun einmal nicht in diesem Frühlingsherbst!

Es geht nicht ohne Taft!



Kinder bringen Vorteile

Jahrpreisermäßigung für kinderreiche Familien

Die Reichsbahn ermöglicht durch ihre verbilligten Fahrpreise auch den kinderreichen Familien eine Sommerreise. Die Vorschriften dieses Tarifes geben wir anschließend wieder:

In den kinderreichen Familien zählen

Familien mit wenigstens vier unehelichen Kindern, die das 18. Lebensjahr noch nicht überschritten haben und dem elterlichen Haushalt angehören (nach dem Tod der Eltern dem Haushalt der Großeltern oder Pflegeeltern).

Vergünstigte Reisen.

Gemeinschaftliche Reisen von mindestens zwei Angehörigen einer Familie (Eltern mit Kindern, Eltern allein, Kinder allein). Die Reisen können ausgeführt werden mit gewöhnlichen Fahrkarten, Sonntagsrück-fahrtkarten, Festtagsrückfahrtkarten, Urlaubsfahrtkarten, Ostpreußenrückfahrtkarten und Ferien-sonderzugarten.

Ermäßigung.

1. Die erste, älteste Person zahlt voll.
2. Jede weitere Person zahlt die Hälfte des Preises, den sie sonst zu zahlen hätte, also ein Erwachsener oder ein Kind über zehn Jahre haben Fahrpreis, zwei Kinder

von vier bis zehn Jahren zusammen halben Fahrpreis.

3. Ein einzelnes Kind von vier bis zehn Jahren reist in Begleitung von Personen über zehn Jahre frei. (Weide müssen zur selben Familie gehören.)

Erlangung der Fahrpreiser-mäßigung.

1. Jede Familie, die die Ermäßigung be-nutzen will, muß sich von der Gemeinde-(Ortspolizei-)Behörde eine Bescheinigung über den Familienstand ausstellen lassen. Vorbrude bei den Fahrkartenausgaben.

2. Für jede einzelne Reise muß der Haushaltungsvorstand einen schriftlichen Antrag — Vorbrude bei den Fahrkartenausgaben — ausfüllen und der Fahrkartenausgabe spätestens eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges vorlegen. Der Antrag wird abgeheftet zurückgegeben und ist am Ende der Reise abzugeben. Anträge genau nach Vorbrud ausfüllen!

Wagenklasse und Zugattung.

Für erste bis dritte Klasse. Sämtliche Teilnehmer haben dieselbe Klasse zu be-nutzen. In Ein- und Schnellzügen wird der Zuschlag ebenso wie der Fahrpreis selbst ermäßigt. Ein einzelnes Kind von vier bis zehn Jahren zahlt mit dem Zuschlag. Der Übergang in höhere Klassen ist — auch auf Teilstrecken — gestattet. Soweit die Fahrpreise ermäßigt sind, wird hierbei nur der Unterschied zwischen den ermäßigten Fahrpreisen erhoben.

Fahrtunterbrechung.

Ja, je nach der Art der Fahrtausweise.

Der juristische Berater

Wie zahlt man seinen Mietzins?

Es gibt immer wieder Streitigkeiten über die Art, den Mietzins zu zahlen. Bei Hauswirten und bei Mietern herrschen oft völlig falsche Vorstellungen darüber, wie sich die Zahlung zu vollziehen hat.

Wohnt der Mieter im Hause, dann ge-staltet sich die Sache wohl so, daß der Mieter Anfang jeden Monats den Wirt aufsucht und die Miete hinbringt. Wohnt der Wirt aber in einem anderen Hause, so beginnt schon der Zweifel, wie nun die Monatsmiete an die richtige Anschrift zu befördern sei. Gewöhnlich schickt nun der Mieter die Summe durch die Post, und das ist auch der sicherste Weg. Aber wenn er nun denkt, daß er von der Miete die Porto-kosten abziehen darf, dann irrt er sich. Er muß die ganze Summe dem Hauswirt überreichen, ganz gleich, ob ihm dadurch Unkosten entstehen oder nicht. Etwas anderes ist es aber, wenn der Hauswirt zu-sammen mit dem Mieter ein Haus be-wohnt, alsdann aber auszog, und nun dem Mieter unvorhergesehene Mehrkosten entstehen. Dann ist der Mieter berechtigt, die Portokosten von der Miete abzuziehen bzw. das Fahrgehalt einzubehalten, wenn er die Miete persönlich überbringt.

Ist der Mieter gewohnt, daß der Haus-wirt oder der Verwalter die Miete abbolt, so kann er sich beschweren, falls mit dieser Gewohnheit gebrochen wird und der Haus-wirt die kostenfreie Überfindung der Miete verlangt. Das Gewohnheitsrecht der ab-geholten Miete gibt gewisse Rechte, aller-dings nur, wenn dieser Brauch jahrelang geübt, nicht aber, wenn er nur kurze Zeit oder vorübergehend eingeführt wurde.

Historischer Spargel / Ein Lederbissen und seine Geschichte

Nur wenige Feinschmecker wissen, daß das zarte Gemüse, welches den zart-herben, erdigen Duft des Frühlings an sich trägt, eine vornehme alte Tradition hat.

Vor Jahrtausenden schon kultivierten die Ägypter die wildwachsenden Stängel und erfrachten den Gastfreund beim Mahle mit einem lederen Salat von Spargel-töpfen. Ja, der Spargel gehörte eine Zeit-lang zu den Göttern gewidmeten Opfergaben, wie die Überlieferung antiker Dar-stellungen es uns zeigt. Im deutschen Mittelalter wandten die hochkundigen Klosterbrüder schon früh ihre Aufmerksam-keit diesem Einwanderer aus welschen Ländern zu, und sie erneuerten damit nur genießerische Kunst der Römer, die in der üppigen Kaiserzeit den Spargel mit viel Abwechslung, wenn auch nicht für unseren heutigen Geschmack, zubereiten verstanden. In Mitteldeutschland verdient Leipzig, die Stadt der Messen, das Lob, dies edle Früh-gemüse in die Küchen eingeführt zu haben. In dieser Zeit entstand das Scherz-wort „Spargelmesse“, worunter man eine vorkommertliche Messe verstand, die das

Rüfliche mit dem Angenehmen der Spargelorgien verband. Vielleicht ein wenig früher wurden die Spargelbeete im Stuttgarter Lustgarten angelegt, die populär und vorbildlich wirkten. Aus diesen Anregungen entstanden die großen Kulturen, die wir heute überall in Deutsch-land finden, und die Förderer vom Range eines Friedrichs des Großen fanden.

Achtung Hausfrau!

Erfrischungsgetränke

Reiswasser.

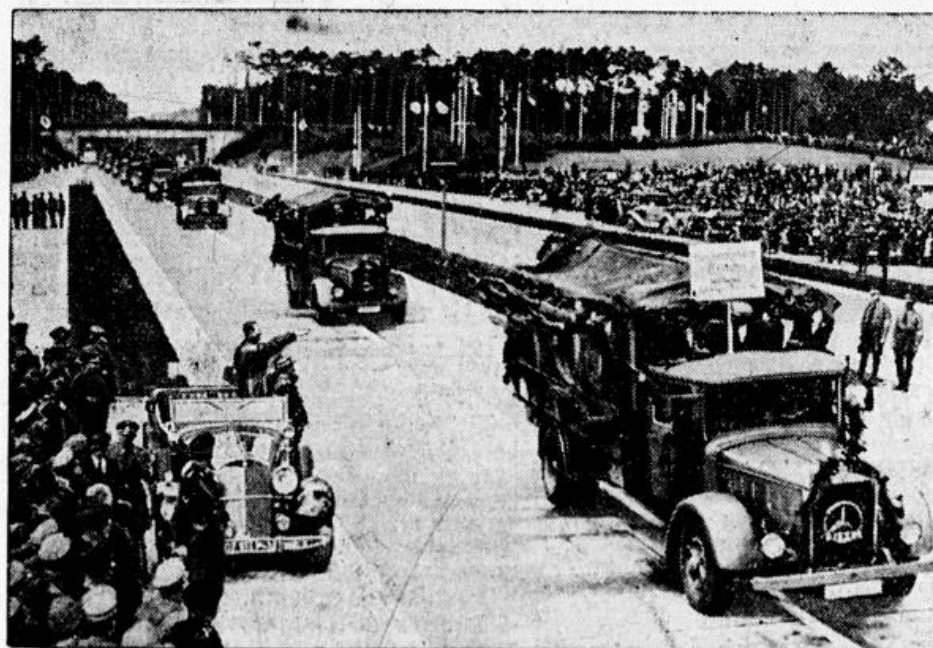
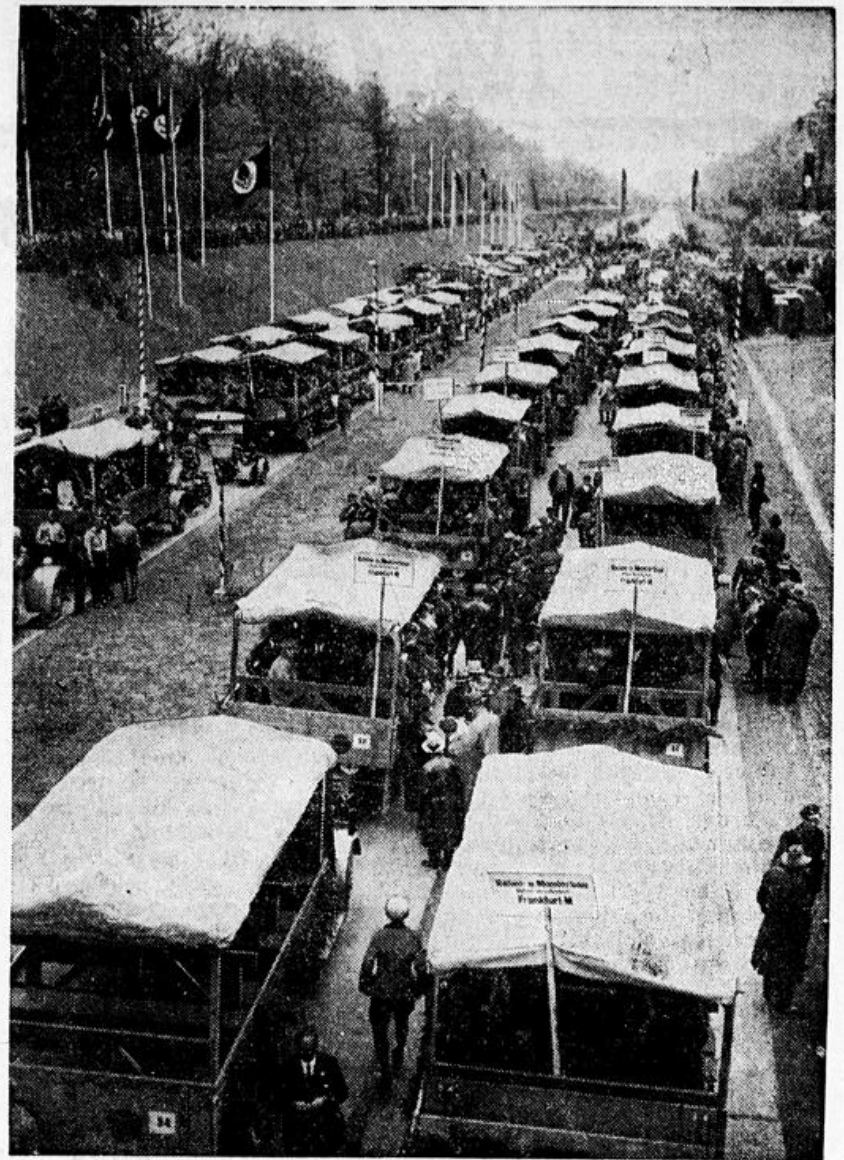
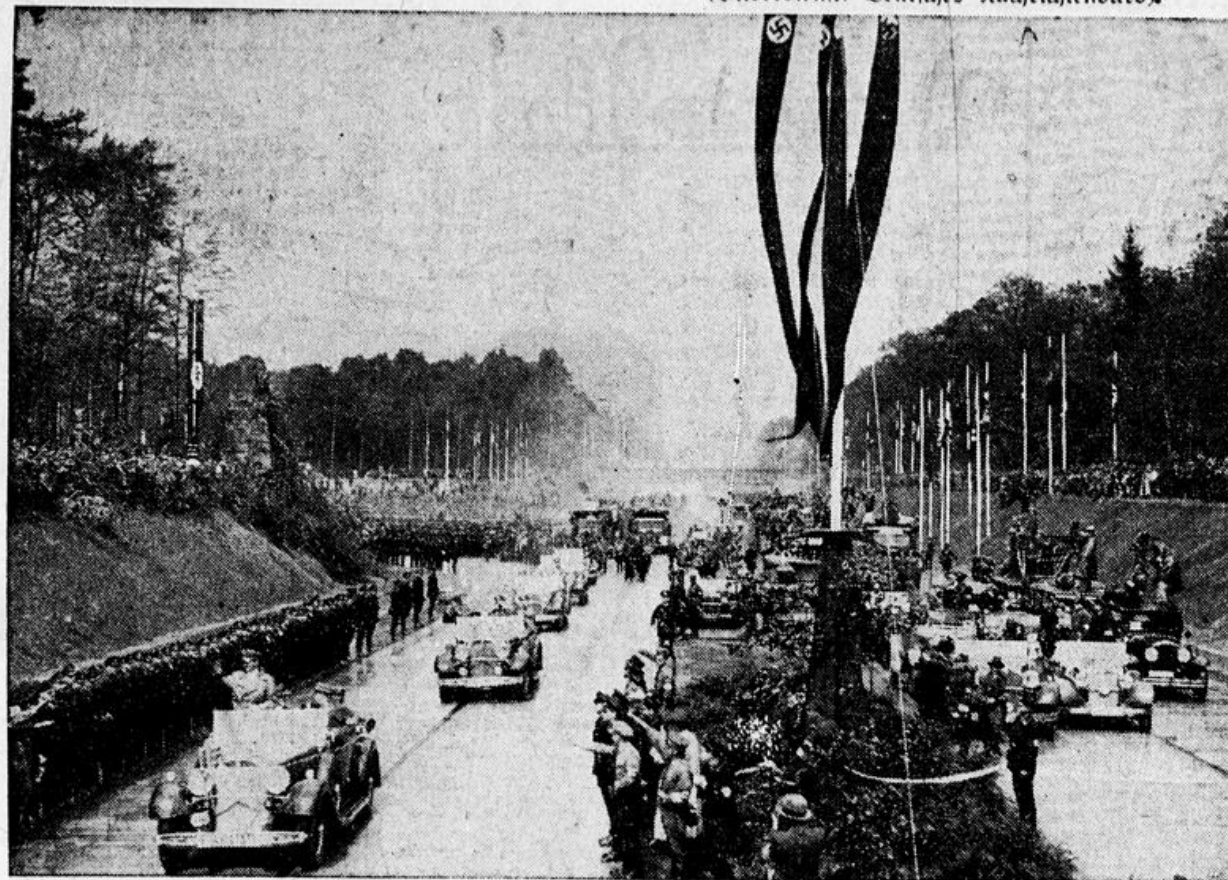
Man kocht eine Tasse Reis in drei Liter Wasser etwa zwei Stunden lang. Dann wird die Flüssigkeit durchgeseiht und mit Holunderbeer- oder Kirschsaft gemischt. Auch Hafertartrig und Gersttartrig lassen sich zu diesem Trank verarbeiten.

Milchlimonade.

Ein Rehnelliter Milch wird mit eben-soviel Wasser und 50 Gramm Zucker auf-gekocht. Man läßt die Flüssigkeit kühlen und gibt dann zwei Eßlöffel Zitronensaft und zwei Eßlöffel Weißwein hinzu.

Die Straße des Führers

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro.)



Der Führer erfährt als erster das Band und eröffnet damit die fertiggestellte Reichsautobahnstrecke Frankfurt a. M. — Darmstadt.

Bild links: Abnahme durch den Führer, der in seinem Wagen stehend die vorbeifahrende Kolonne der am Bau tätig gewesen Arbeiter grüßt.

Eine endlose Reihe von Lastkraftwagen mit Arbeitern, die am Bau der Strecke beteiligt waren, folgte der ersten Fahrt des Führers über den fertiggestellten Abschnitt.



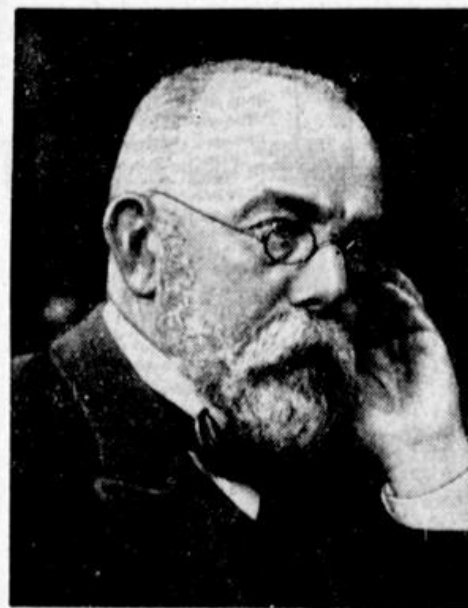
Der Führer; Generaldirektor Dr. Dörpmüller, Reichsminister Dr. Goebbels und ganz rechts Korpsführer Hühnlein während der Eröffnung der ersten Reichsautobahnstrecke Frankfurt—Darmstadt.

Bild unten: Zwei nicht alltägliche Fluggäste

trafen in einem Sonderflugzeug in Tempelhof ein: zwei junge Elche aus Schweden, die für die Schorffscheide bestimmt sind.



Bild links: St. Peter im Festlicht. Anlässlich der Heiligsprechung von Sir Thomas More und John Fisher erstrahlte der St. Peter-Dom in Rom im Festlicht Tausender von Glühbirnen, die die Umrisse des Prachtbaues aus dem Dunkel heraus hoben.



Zum 25. Todestag von Robert Koch.

Am 27. Mai jährt sich der Todestag Robert Kochs zum 25. Male. Der Reichs-Tuberkulose-Ausschuss erläßt aus Anlaß des Todestages dieses großen Wohltäters der Menschheit einen Aufruf an alle deutschen Volksgenossen zur Unterstützung der Robert-Koch-Stiftung.



Bild links: Zum Tag der deutschen Seefahrt. Das Segelschiff „Gorch Fock“. Der Tag der deutschen Seefahrt am 25. und 26. Mai in Hamburg wird die Bedeutung der Seefahrt veranschaulichen.



Spielplatz der Jugend

Kleine Geschichte aus dem Kriege ...

... aus dem Oktober 1806

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt a. M. der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenzollern umgeben war, folgendes ereignete:



Zeichnung: Krusch.

lobte verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preussischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage (dem 14. Oktober) mitgefallen, so tapfer gewesen wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren.

„Dieser Reiter“, sprach der Wirt, „sprang, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: Herr Wirt! Und da ich fragte: Was gibst du? — Ein Glas Brantwein! antwortete er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: mich dürstet! — Gott im Himmel, sag ich, und will er machen, Freund, daß er wegkommt? Die Franzosen sind ja dicht vorm Dorf! — Ei was! spricht er, indem er dem Pferde die Zügel über den Hals legt: ich habe den ganzen Tag nichts gegessen. — Nun, er ist, glaub ich, vom Satten befallen. So, rief ich, und schaff ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: Da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach was, spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: Wo soll ich mit dem Quark hin? Schenk! Er ein, spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abwischt: denn ich habe keine Zeit! — Nun, er ist ein Kind des Todes! sage ich. Da, sag ich, und schenk ihm ein. Da, trink er und reit! Wohl mag's ihm bekommen! — Noch eins, spricht der Reiter, während

die Schüsse von allen Seiten ins Dorf prasselten. Ich sage: Noch eins? Plagt ihn ...? — Noch eins! spricht er und streckt mir das Glas hin: und gut gemessen! so spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: denn es wird bar bezahlt. — Ei, mein Herr! So wollt ich doch, daß Ihr — Da, sage ich, und schenk ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Ist er nun zufrieden? — Ach! schüttelt sich der Reiter: Der Schnaps ist gut! Na! spricht er, und setzt sich den Hut auf: Was bin ich schuldig? — Nichts, nichts, verzeih ich. Da! Er sich ins Teufels Namen! Die Franzosen ziehn augenblicklich ins Dorf! — Na, sagt er, indem er in seinen Stiefel greift: so soll es ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: Schaff er mir Feuer! — Feuer, sagt ich, plagt ihn —? Feuer, ja! spricht er; denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen! — Ei, den Reiter reiten Legionen! He, Viese, ruf ich das Mädchen, und während der Reiter sich die Pfeife stopft, schaff ich das Mensch ihm Feuer. — Na! sagt der Reiter, die Pfeife, die er sich anschnauzt, im Maul: Nun sollen doch die Franzosen die Schweren freigen! Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Bügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordstier! sag ich: Ein verfluchter, verwetterter Galgenstreck! Will er sich in den Teufels Namen scheren, wo er hingehört? Drei Chasseurs — nicht er nicht? — halten ja schon vor dem Tor! — Ei was! spricht er, indem er anspricht, und sagt die drei Reiter blühend ins Auge: wenn ihrer zehn wären, ich fürcht mich nicht! Und in dem Augenblick reiten die drei Franzosen auch schon ins Dorf. Vassa Manella! ruft der Reiter, und gibt seinem Pferd die Sporen und sprengt auf sie ein, greift sie an, als ob er das ganze hohelobische Korps hinter sich hätte. Dergefallt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick wider ihre Gewohnheit stutzen. Er, mein Herr, ehe man noch eine Hand umkehrt, haut alle drei vom Sattel, greift die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, auf und sprengt damit bei mir vorbei, und: Vassa Terentien! ruft er und: Sieht er wohl, Herr Wirt! und: Adieu! und Auf Wiedersehen! und: Soho, soho! —

So einen Reiter, sprach der Wirt, „hab ich Zeit meines Lebens nicht gesehen!“

Heinrich von Kleist.



Zeichnung: Krusch.

Fillerlei Bastelei

Schmetterlinge fliegen.



Aus Seidenpapier schneidet ihr Formen wie die großen Schmetterlinge aus, bemalt sie mit bunter Tinte ganz zart und befestigt vorsichtig jedem mit einem Knoten einen Seidenfaden in die Mitte des Rückens auf. Mit einem Fächer weht ihr diesen Schmetterlingen nun Luft zu, daß sie sich bewegen und zu flattern beginnen wie richtige Käfer. Wenn ihr euch fleißig mit ihnen beschäftigt, werdet ihr es erreichen, daß sie einen wahren Tanz um euch aufführen. Am besten beginnt ihr mit einem Schmetterling zu arbeiten. Der Tanz solcher Papier-Schmetterlinge wird von den Japanern oft als beliebte Nummer im Zirkus oder Varietés vorgeführt.

Die Ampel im Puppenhaus.

Eine wunderhübsche Ampel fürs Puppenhaus könnt ihr aus einem Tauben- oder Kiefernzapfen herstellen. Mit vier Fäden wird er, die Spitze nach oben, aufgehängt und mit Nadeln oder Gräsern befestigt. Sind die Schuppen des Zapfens geschlossen, so braucht ihr ihn nur gut zu trocknen, und sie öffnen sich. Natürlich kann man mit Bronze die Ampel noch vergolden, aber das tut gar nicht not, sie sieht in ihrer natürlichen Farbe schon sehr schön aus.



Wollen wir mal lachen

Mutter: „Aber Frischchen, jetzt müßt du baden gehen, bei der Kälte! Du wirst einen Schnupfen bekommen!“
Frisch: „Aber ich ziehe doch zwei Paar Schwimmhosen an, Mutti!“

Der Besucher in der Schule zum Pechel: „Lassen Sie mich doch mal den Schüler Schmidthammer herauskommen ...“

Der Pechel: „Schmidthammer? Wir haben zwar Schmidl, na hammt an Hammer, an Hammerichmidt hammt an — aber an Schmidthammer hammt ne!“

Karl (der mit seinem Vater ein Trauerspiel besucht): „Schick dich das, Vater, daß man weint!“

Vater: „Warum denn nicht? Weine nur, wenn es dir Spaß macht!“

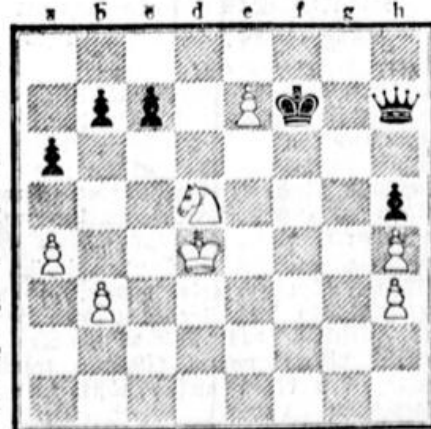
Vor der Statue des Prometheus in der Berliner Nationalgalerie steht der siebenjährige Hellmut und sein Onkel, der ihm die Geschichte dieses griechischen Halbgottes erzählt, dem vom Adler des Zeus täglich die Leber herausgerissen wird, weil er den Menschen das Feuer der Götter brachte. Wider Erwarten äußert Hellmut plötzlich: „Ach, der arme Adler ...!“

„Warum bedauerst du ihn denn?“ fragt der Onkel überrascht.

„Na —, alle Tage Leber!“ erwidert Hellmut voll Mitgefühl.

Schachaufgabe

Necke



Weiß zieht und gewinnt
(Für weniger geübte Spieler)

Kontrollstellung: Weiß (7 Figuren): König d 4, Springer d 5, Bauer a 4, b 5, e 7, h 5, h 4. — Schwarz (6 Figuren): König f 7, Dame h 7, Bauer a 6, b 7, e 7, h 5.

Verbindungsaufgabe.

Aus den 32 Wörtern: Arzt, Wein, Pechel, Chel, Chor, Christ, Ed, El, Eis, Erz, Fell, Feil, Geld, Hans, Hoch, Halb, Kap, Land, Leim, Licht, Nacht, Nord, Ost, Ring, Schein, Schlag, Spind, Stuhl, Topf, Wort, Wurst, Zeit sind 16 neue Wörter zu bilden, und zwar derart, daß zwei von diesen stets eins ergeben. Nichtig gebildet und geordnet, nennen die Anfangsbuchstaben ein Frühlingsblümchen.

Denkporträtaufgabe.

Dem Galileo kündigt sich das allmähliche Ende der langen Polarnacht durch zunehmendes Aufleuchten des Horizontes an. Endlich bricht die Sonne zum ersten Male nach No-

naten hervor, verweilt ganz kurze Minuten knapp über dem Horizont und verläßt dann wieder. An welcher Himmelsrichtung fand dieser Sonnenaufgang statt?

Silbenrätsel.

a — chem — co — da — da — di — din — dorf — e — en — ga — gast — gram — ha — he — he — i — in — fla — li — me — nau — ner — nit — o — pe — pi — quer — ra — ri — ri — ring — ro — rol — sal — sel — so — sow — te — ter — ti — us — vi — wa — wan — wol.

Aus vorstehenden 47 Silben sind 18 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Salzart
2. Russisches Gouvernement
3. Strom in Hinterindien
4. Persischer Königsname
5. Stadt in Pommern
6. Stadt in Rußland
7. Römischer Konsul
8. Ort in Schlesien
9. Stadt in Hessen
10. Teutischer Dichter
11. Salzart
12. Stadt im Rheinland
13. Vulkan
14. Schweizerisches Tal
15. Berühmter Rechtslehrer
16. Ort an der Riviera
17. Alpenland
18. Sprengmittel

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben und Endbuchstaben, beide Male von oben nach unten gelesen, ein Schilfweidenblatt.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts und b) von oben nach unten: 1. Teil des Auges, 2. Erddatumsbezeichnung, 3. Nebenfluß der Elbe, 4. Sechzahl in Pommern, 5. deutscher Heerführer im Weltkrieg, 6. biblische Person, 7. Kirchenstraße, 8. Stadt in Neu-Rumänien, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Polischer Roman, 11. romantische Waise, 12. Stadt in Thüringen, 13. griechische Göttin, 14. Geschäftsteil.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe

Lösung: Läufer h 6 — d 2
1) ... e 4 — e 3; 2) D f 1 — f 4 ♀.
K d 4 — d 5; 3) D f 4 schlägt e 3 matt.
1) ... K d 4 — e 3; 2) L d 2 — f 4 ♀.
K e 5 — d 4; 3) D f 1 — e 4 matt.
1) ... L a 2 schlägt b 3; 2) L a 1 schlägt
L b 3 ♀; K d 4 — e 3; 3) L d 2 — f 4 matt
1) ... L a 2 — b 1; 2) D f 1 — f 2 ♀.
K d 4 — d 5; 3) D f 2 — e 3 matt.

1) ... 2) ... K d 4 — e 3;
3) L d 2 — f 4 matt.

Man muß sich zu helfen wissen.
Sie gossen das Dreilitermaß und das Viertelmaß voll. Am Rasse verblieben dann noch 4 Liter, die der eine der Kinder auf Nalchen von. Nun gossen sie das Dreilitermaß in das Viertelmaß und von dem Viertelmaß noch so viel zu, daß die 7 Liter voll waren. Nun gossen sie aus dem Viertelmaß das Dreilitermaß voll. Am Dreilitermaß verblieben dann noch 4 Liter. Der Rest in den anderen Gefäßen war dann auch 4 Liter.

Kopfanfängersaufgabe:

Ausf — Achre — Rente — Ruch — Regel
— Giat — Alias — Traite — Azam — Grif
— Kartreitag.

Silbenrätsel.

1. Nafen, 2. Richte, 3. Florenz, 4. Naim, 5. Niza, 6. Geora, 7. Gibrus, 8. Nabe, 9. Neland, 10. Springe, 11. Triest, 12. Dondorf, 13. Nef, 14. Eiche, 15. Naima. Anfangen ist die Hälfte des Ganzen.

Stetigerungsrätsel.

1. Krug — Krüger, 2. Strom — Stromer, 3. Hamm — Hammer.

Denkporträtaufgabe.

Nur 20 Hühner würde das Futter noch reichen: 18 Wochen.
Nur 24 Hühner würde das Futter noch reichen: 8 Wochen.
10 Wochen und 6 Wochen — 16 Wochen im ganzen.

Kreuzworträtsel

Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts: 1. Kopf, 5. Claf, 9. Orla, 10. Eire, 11. Nlau, 12. Seim, 13. Naim, 14. Ndee, 15. Nlaa, 19. Naga, 23. Vera, 24. Nera, 25. Nlar, 26. Nris, 27. Nibe, 28. Nalt; b) von oben nach unten: 1. Kopf, 2. Orla, 3. Nlau, 4. Naim, 5. Niff, 6. Nib, 7. Nrie, 8. Neme, 15. Nffe, 16. Noll, 17. Nrab, 18. Nare, 19. Nain, 20. Nera, 21. Nris, 22. Nalt. Die Diagonale A—B: Nranheit; C—D: Nreifar.

Druckkopf

Von Jo Hanns Möller.

Druckkopf macht Gold.
In tausend Metorten kocht Druckkopf
tausend Metalle, in tausend Grad Hitze
schmilzt Druckkopf, was nicht niel- und
nagelfest.
Eines Tages findet Druckkopf in einem
Ziegel Gold.
Einen ganzen Klumpen.
„Bravo, Druckkopf, gratuliere!“
„Gratulieren? Wozu? Das ist doch
meine goldene Uhr, die mir gestern Abend
hineingefallen ist.“

Schnorrers kamen zu Druckkopf.
Druckkopf hat sie zu Tisch.
Schnorrers blieben und aßen für acht.
Das war vor vier Wochen. Seitdem
kommt Schnorrer mit seiner Frau jeden
Tag. Das wurde Druckkopf denn doch zu
dumm.
„Darf ich Ihnen eine Geschichte er-
zählen?“ fragte er.

„Es kam ein Schnorrer mit seiner Frau.“
„Und weiter? Wie geht die Geschichte
weiter?“
„Die Geschichte ist schon zu Ende.“
„Wieso?“
Druckkopf lacht.
„Nun ja — es kam einmal ein
Schnorrer mit seiner Frau — aber nicht
jeden Tag!“

Druckkopf entläßt seine Sekretärin.
Die Sekretärin bittet um eine Emp-
fehlung.
Druckkopf erfüllt ihr den Wunsch.
„Lieber Geschäftsfreund!“ bittet er,
„ich schicke Ihnen meine frühere Sekretärin
— sie ist tüchtig und fleißig — ich kann Sie
Ihnen bestens empfehlen — vielleicht haben
Sie Verwendung für sie.“

Auf diese Empfehlung hin wurde die
Sekretärin engagiert.
Drei Tage später rief der Geschäfts-
freund an:
„Sie haben mir eine Sekretärin emp-
fohlen?“

„Ja. Sind Sie zufrieden mit ihr?“
„Schon am ersten Tage hat sie mir meine
goldene Uhr gestohlen!“
Fragte Druckkopf entsetzt:
„Was? Ihnen auch?“

Druckkopf ging zum Bahnhof.
„Wann kommt denn heute der Sech-
suhzug?“
Der Stationsvorstand bedauerte:
„Der Sechsuhrzug? Der fährt doch nur
an Sonn- und Feiertagen! Wissen Sie das
nicht?“

Brummt Druckkopf:
„Natürlich weiß ich es. Darum muß er
eben heute fahren!“
„Heute? Heute ist doch kein Freitag?“
„Für mich schon. Ich habe heute Ge-
burtsstag!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Druckkopf sitzt in der Oper.
Im „Sommerstraßestraße“.
Neben ihm sitzt ein Mädchen selig:
„Diese wunderschöne Musik!“
Brummt Druckkopf:
„Kunststück! Shakespeare!“

Hinaus in die freie Natur ...!

Beobachtungen im Grünen!



„Hier gehe ich täglich ganz allein spa-
zieren, das ist das Beste für meine schlech-
ten Nerven!“
„Großartig, das tue ich auch sehr gern,
da können wir ja zusammengehen!“



„Das Beste ist schmeckt
aber sonderbar, Frau-
chen!“
„Es war nur ein
bißchen angebrannt, ich
habe aber gleich Son-
nenbrandcreme darüber-
geschmiert!“



Der Mann, dem sogar
die frische Luft nicht gut
genug ist:
„Bitte noch etwas Frisch-
nadelbuss!“



„Zuhu! — Ich liebe dich!“



Zeichnung: Krusch
„Wenn die Familie des Kraftmenschen
müde ist!“

Der Pfarrer und der Arzt.
Der Pfarrer und der Arzt eines kleinen
Gebirgsdorfes waren sehr gute Freunde,
und da bekanntlich, was sich liebt, sich auch
necht, so suchten die beiden sich auch in gegen-
seitigen Nöten zu unterstützen. Im
Witzhaus beim Dammerschoppen dis-
kutierten sie über ihren Beruf. Jeder von
ihnen wollte sein Amt als das schönere und
wertvollere betrachten sehen, und so sagte
schließlich der Arzt:
„Ich gebe ja gern zu, lieber Pfarrer, daß
es in Ihrem Beruf so viele ehrenwerte
Männer gibt, und daß wir ohne die Geist-

lichkeit nicht auskommen können — aber
schließlich und endlich machen Sie die Men-
schen doch nicht zu Engeln!“

Da trank der Pfarrer dem Freunde zu
und antwortete schelmisch blinzeln: „Nein,
das stimmt, darin seid ihr Ärzte uns über.“

Der boshafte Professor

Der vielgereiste Afrikaforscher Dr. v. E.
hielt an der Vanner Universität Vor-
lesungen über Völkervunde. Mindestens die
Hälfte seiner Zuhörer waren Studentinnen.
Nun konnte er Studentinnen nicht leiden,
weil er der Ansicht war, eine Frau solle sich
mit dem Kochtopf beschäftigen, und bei jeder
Gelegenheit ließ er seine Mißbilligung über
das Anwachsen der weiblichen Studieren-
den merken.

So berichtete er von einem Negerstamm,
den er selbst im Inneren Afrikas aufgefucht
habe, bei dem so viel mehr Männer als
Frauen geboren würden, daß auf jede Frau
fünf Männer entfielen.

Er machte einen kleinen Einschnitt in
seinem Vortrag und sagte:
„Sie sehen also, meine Zuhörerinnen,
hier hätten Sie die beste Gelegenheit, rasch
unter die Haube zu kommen!“

Einige der Studentinnen verließen ent-
rückt ihren Platz, um aus dem Hörsaal zu
gehen. Dr. v. E. sagte hierauf lächelnd:
„Aber meine Damen, so sehr befehlen
brauchen Sie sich nun auch wieder nicht!“

Der Zorniker.

Ein junger eingebildeter Mann der höch-
sten englischen Gesellschaft fragte einst
Shaw:

„Man erzählt mir, daß man in einer Ge-
sellschaft, in der auch Sie zugegen waren,
mein Herr, sehr wohlwollend von mir ge-
sprochen und mich geistreich gefunden habe,
worauf Sie entgegnet haben, daß ich nicht
geistreich sei?“

Bernhard Shaw lächelte spöttisch:
„Sie irren sich, mein Herr, ich war nie
in einer Gesellschaft, in der man Sie geist-
reich fand!“

„Mensch, Gustav, wie kommst du bloß zu
so 'nem Katarakt?“
„Den habe ich fast nach jeder Turn-
stunde. Ich trainiere da meistens so 'ne
halbe Stunde lang die Kniekehle, und
von dem kolossalen Aufzug ...“

„Am, und ich habe tüchtige Kopf-
schmerzen. Mir ist heute nacht das ganze
Blut zum Kopf gestiegen ...“

„Ja, weißt du, ich trainiere täglich vor
dem Schlafengehen den einarmigen Hand-
stand, und da bin ich gestern dabei einge-
schlafen und erst morgens um 1/8 Uhr auf-
gewacht!“

Ausrede.

„Du elender Verräter! Vor drei Wochen
erst hast du mir geschworen, daß ich deine
erste und letzte Liebe sei, und jetzt sehest du
dich schon mit einer anderen!“

„Ja, erlaube mal! Zwischen dem Ersten
und Letzten sind mindestens 26 Tage, wes-
halb soll also zwischen meiner ersten und
meiner letzten Liebe nicht Platz für eine
andere Liebe sein?“

Kleines Weidmanns-Lexikon

Nicht alle Ausdrücke der weidmännischen
Sprache gelten für alle Gegenden des Deut-
schen Reiches. Auch hier spielt der Dialekt
eine gewisse Rolle. Zahlreiche der schöneren
alten Ausdrücke, die im Verschwinden be-
griffen sind, und die darum schon für
eigenbrötlerisch gehalten werden könnten,
mögen hier einmal Appell abhalten und sich
zu Worte melden ...

Abbrechen bedeutet, Hunde, die sich am
Wild verbißen haben, losmachen.
Abkürzen heißt die Haut des Bären,
des Hirsches, des Rehbocks oder des
Schwarzwildes vom Wildbrett trennen.
Heute wird dafür meist „abstreifen“ ge-
braucht.

Eine Fährte anfallen tut der Hund,
wenn er die Spur des Wildes sehr tempe-
ramentvoll aufnimmt. Tut er das nicht, so
ist das ein bedenkliches Zeichen für den
Hund.

Ausriß nennt man die Spur des
Hirsches im Augenblick des Aufschusses.
Vorbieren (rakteren), einem Wildschwein,
welches par force gejagt werden oder ge-
hegt werden soll, die Gewebe abstopfen,
damit es den Hunden weniger gefahr-
lich ist.

Bringen nennt man das Gebären von
kleinen Raubjagertieren; Wölfe, Hunde
usw. „welfen“, nutzbares Haarwild legt,
Schwarzwild frucht.

Ehrenlauf ist der rechte Vorderlauf des
Hirsches, welcher am Kniegelenk abgelöst
wird, wobei jedoch ein 15 Zentimeter
langer Hautstreifen darüber abgeschärft
wird. In diesen wird ein Stützband geschnitten
und eine Schlinge daraus gebildet, an
welcher der Ehrenlauf über dem Hirsch-
füßergreif angeheftet wird.

Wald Feld und Heide

Von Schwimm- und Tauchenten

20 Entenarten — Kennzeichen und
Verwandte.

Enten, diese Unterabteilung aus der
Familie der entenartigen Schwimmvögel
und der Ordnung der Schwimmvögel,
weisen zahlreiche Arten auf, die sich in
zwei Hauptabteilungen gliedern: die
Schwimm- und die Tauchenten. Zu den
Schwimmenten zählen wir die Stodente,
die Aikente, die Anäente, die Pfeifente,
die Spieckente, die Schnatterente, die
Brandente, die Rostente und die Vöfel-
ente. Die Tauchenten gliedern sich in
Tafelenten, Kolbenenten, Moorenten,
Reiberenten, Vergenten, Schellenten, Eis-
enten, Krugenten, Trauerenten, Samt-
enten und Eiderenten.

Die Schnabelränder sind gezahnt, die
drei Vorderzehen sind mit Schwimmhäuten
verbunden, die Hinterzehe steht frei. Der
Schnabel ist selten länger, meist kürzer als
der Kopf und trägt einen weichen Haut-
überzug. An der Schnabelspitze findet sich
ein hornartiger gekrümmter Nagel. Der
Schnabel ist breiter als hoch, die Spitze
fleischig. Die Flügel sind schmal und zu-
gespißt, der Schwanz kurz aber breit, das
Gefieder glatt und seidigartig weich. Alle
Enten schwimmen mit großer Gewandt-
heit, laufen aber infolge ihrer nach hinten
gestellten Ruder nur ungeschickt. Die

Tauchenten tauchen geschickt und dauern,
die Schwimmenten stürzen nur, d. h. sie
stellen sich gelegentlich im Wasser senkrecht
mit dem Kopf nach unten. Während die
Schwimmenten meist recht gern Vegetarien
sind, leben die Tauchenten mehr von
Fischen und anderen Wassertieren.

Zu den entenartigen Schwimmvögeln
gehören übrigens auch die Schwäne, die
Gänse und die Säger.

Das „Ausheben“ des Schwarzwildes.
Um ein von den Hunden gedecktes (ge-
fangenes) Schwein mit dem Hirschfänger
abzufangen, hebt es, um die Gefahr für
Jäger und Hund zu verringern, ein starker
Mann an den Hinterläufen in die Höhe,
wodurch es ganz unschädlich wird, indem
es, nur auf den Vorderläufen stehend, ja
nicht angreifen kann. Geringe Schweine
hebt stets ein Mann aus, bei großen Säuen
sind stets zwei Mann erforderlich. Die
Hauptfährte dabei bleibt beherztes Zu-
fassen und unverbrüchliches Festhalten der
Hunde. Haben sich Hunde an dem Schwein
verbißen, so müssen sie abgebrochen werden.

Ein kleiner Räuber als Hausfreund
Gefangene Eichhörnchen.

Die Reniger und Zutraulichkeit des
Eichhörnchens — einige nennen das schon
mehr Unverschämtheit — machen es nicht

allzu schwer, diesen zierlichen kleinen Rä-
uber zu fangen, der so leicht im Revier lästig
wird, weil er ein unverbesserlicher Eier-
räuber und Störenfried ist.

Als Hausfreund kann das Eichhörnchen
ein reizender Gesellschafter sein. Ihre Ge-
wandtheit und ihre possierlichen Gebärden
lassen sie wie richtige Affchen wirken und
sie werden, wenn jung eingefangen, ebenso
zahm wie diese. Die Aufzucht solcher junger
Tierchen muß natürlich vorchriftsmäßig
erfolgen, d. h., um richtig zu gedeihen,
brauchen die Tierchen einen genügend
großen Käfig, der ihnen Bewegungsfreiheit
läßt. Ein großmaßstäbliches Drahtnetz zwischen
derben Latzen ausgespannt, gibt genügend
Sicherheit. Fangen die Kleinen das Holz
zu benagen an, beschlägt man die gefahr-
deten Stellen mit dünnem Fled. Nicht
braucht der Käfig, frische Luft auch, aber
Zugluft dürfen die Kleinen nicht bekommen.
Auch sollen sie vor beständigen Regengüssen
einen Zufluchtsplatz in ihrem Gehege
haben. Die Ernährung paßt sich der jewei-
ligen Gegend an: Bucheckern oder Kiefern-
zapfen, Nüsse, dünne Äste, Zweige mit
Knospen usw. Weißbrot mit Milch, fei-
nende Sämereien, ab und zu ein paar
Mehlwürmer oder Käfer als Vederbissen,
das ist der ganze Speisezett. Da die Er-
nährung möglichst nach dem Rezept der
Mutter Natur gestaltet werden soll, wer-
den beispielsweise die Nüsse nicht als
Kerne, sondern in der Schale gereicht.

allzu schwer, diesen zierlichen kleinen Rä-
uber zu fangen, der so leicht im Revier lästig
wird, weil er ein unverbesserlicher Eier-
räuber und Störenfried ist.

Als Hausfreund kann das Eichhörnchen
ein reizender Gesellschafter sein. Ihre Ge-
wandtheit und ihre possierlichen Gebärden
lassen sie wie richtige Affchen wirken und
sie werden, wenn jung eingefangen, ebenso
zahm wie diese. Die Aufzucht solcher junger
Tierchen muß natürlich vorchriftsmäßig
erfolgen, d. h., um richtig zu gedeihen,
brauchen die Tierchen einen genügend
großen Käfig, der ihnen Bewegungsfreiheit
läßt. Ein großmaßstäbliches Drahtnetz zwischen
derben Latzen ausgespannt, gibt genügend
Sicherheit. Fangen die Kleinen das Holz
zu benagen an, beschlägt man die gefahr-
deten Stellen mit dünnem Fled. Nicht
braucht der Käfig, frische Luft auch, aber
Zugluft dürfen die Kleinen nicht bekommen.
Auch sollen sie vor beständigen Regengüssen
einen Zufluchtsplatz in ihrem Gehege
haben. Die Ernährung paßt sich der jewei-
ligen Gegend an: Bucheckern oder Kiefern-
zapfen, Nüsse, dünne Äste, Zweige mit
Knospen usw. Weißbrot mit Milch, fei-
nende Sämereien, ab und zu ein paar
Mehlwürmer oder Käfer als Vederbissen,
das ist der ganze Speisezett. Da die Er-
nährung möglichst nach dem Rezept der
Mutter Natur gestaltet werden soll, wer-
den beispielsweise die Nüsse nicht als
Kerne, sondern in der Schale gereicht.

allzu schwer, diesen zierlichen kleinen Rä-
uber zu fangen, der so leicht im Revier lästig
wird, weil er ein unverbesserlicher Eier-
räuber und Störenfried ist.

Als Hausfreund kann das Eichhörnchen
ein reizender Gesellschafter sein. Ihre Ge-
wandtheit und ihre possierlichen Gebärden
lassen sie wie richtige Affchen wirken und
sie werden, wenn jung eingefangen, ebenso
zahm wie diese. Die Aufzucht solcher junger
Tierchen muß natürlich vorchriftsmäßig
erfolgen, d. h., um richtig zu gedeihen,
brauchen die Tierchen einen genügend
großen Käfig, der ihnen Bewegungsfreiheit
läßt. Ein großmaßstäbliches Drahtnetz zwischen
derben Latzen ausgespannt, gibt genügend
Sicherheit. Fangen die Kleinen das Holz
zu benagen an, beschlägt man die gefahr-
deten Stellen mit dünnem Fled. Nicht
braucht der Käfig, frische Luft auch, aber
Zugluft dürfen die Kleinen nicht bekommen.
Auch sollen sie vor beständigen Regengüssen
einen Zufluchtsplatz in ihrem Gehege
haben. Die Ernährung paßt sich der jewei-
ligen Gegend an: Bucheckern oder Kiefern-
zapfen, Nüsse, dünne Äste, Zweige mit
Knospen usw. Weißbrot mit Milch, fei-
nende Sämereien, ab und zu ein paar
Mehlwürmer oder Käfer als Vederbissen,
das ist der ganze Speisezett. Da die Er-
nährung möglichst nach dem Rezept der
Mutter Natur gestaltet werden soll, wer-
den beispielsweise die Nüsse nicht als
Kerne, sondern in der Schale gereicht.

allzu schwer, diesen zierlichen kleinen Rä-
uber zu fangen, der so leicht im Revier lästig
wird, weil er ein unverbesserlicher Eier-
räuber und Störenfried ist.

Als Hausfreund kann das Eichhörnchen
ein reizender Gesellschafter sein. Ihre Ge-
wandtheit und ihre possierlichen Gebärden
lassen sie wie richtige Affchen wirken und
sie werden, wenn jung eingefangen, ebenso
zahm wie diese. Die Aufzucht solcher junger
Tierchen muß natürlich vorchriftsmäßig
erfolgen, d. h., um richtig zu gedeihen,
brauchen die Tierchen einen genügend
großen Käfig, der ihnen Bewegungsfreiheit
läßt. Ein großmaßstäbliches Drahtnetz zwischen
derben Latzen ausgespannt, gibt genügend
Sicherheit. Fangen die Kleinen das Holz
zu benagen an, beschlägt man die gefahr-
deten Stellen mit dünnem Fled. Nicht
braucht der Käfig, frische Luft auch, aber
Zugluft dürfen die Kleinen nicht bekommen.
Auch sollen sie vor beständigen Regengüssen
einen Zufluchtsplatz in ihrem Gehege
haben. Die Ernährung paßt sich der jewei-
ligen Gegend an: Bucheckern oder Kiefern-
zapfen, Nüsse, dünne Äste, Zweige mit
Knospen usw. Weißbrot mit Milch, fei-
nende Sämereien, ab und zu ein paar
Mehlwürmer oder Käfer als Vederbissen,
das ist der ganze Speisezett. Da die Er-
nährung möglichst nach dem Rezept der
Mutter Natur gestaltet werden soll, wer-
den beispielsweise die Nüsse nicht als
Kerne, sondern in der Schale gereicht.

allzu schwer, diesen zierlichen kleinen Rä-
uber zu fangen, der so leicht im Revier lästig
wird, weil er ein unverbesserlicher Eier-
räuber und Störenfried ist.

Als Hausfreund kann das Eichhörnchen
ein reizender Gesellschafter sein. Ihre Ge-
wandtheit und ihre possierlichen Gebärden
lassen sie wie richtige Affchen wirken und
sie werden, wenn jung eingefangen, ebenso
zahm wie diese. Die Aufzucht solcher junger
Tierchen muß natürlich vorchriftsmäßig
erfolgen, d. h., um richtig zu gedeihen,
brauchen die Tierchen einen genügend
großen Käfig, der ihnen Bewegungsfreiheit
läßt. Ein großmaßstäbliches Drahtnetz zwischen
derben Latzen ausgespannt, gibt genügend
Sicherheit. Fangen die Kleinen das Holz
zu benagen an, beschlägt man die gefahr-
deten Stellen mit dünnem Fled. Nicht
braucht der Käfig, frische Luft auch, aber
Zugluft dürfen die Kleinen nicht bekommen.
Auch sollen sie vor beständigen Regengüssen
einen Zufluchtsplatz in ihrem Gehege
haben. Die Ernährung paßt sich der jewei-
ligen Gegend an: Bucheckern oder Kiefern-
zapfen, Nüsse, dünne Äste, Zweige mit
Knospen usw. Weißbrot mit Milch, fei-
nende Sämereien, ab und zu ein paar
Mehlwürmer oder Käfer als Vederbissen,
das ist der ganze Speisezett. Da die Er-
nährung möglichst nach dem Rezept der
Mutter Natur gestaltet werden soll, wer-
den beispielsweise die Nüsse nicht als
Kerne, sondern in der Schale gereicht.

allzu schwer, diesen zierlichen kleinen Rä-
uber zu fangen, der so leicht im Revier lästig
wird, weil er ein unverbesserlicher Eier-
räuber und Störenfried ist.

Als Hausfreund kann das Eichhörnchen
ein reizender Gesellschafter sein. Ihre Ge-
wandtheit und ihre possierlichen Gebärden
lassen sie wie richtige Affchen wirken und
sie werden, wenn jung eingefangen, ebenso
zahm wie diese. Die Aufzucht solcher junger
Tierchen muß natürlich vorchriftsmäßig
erfolgen, d. h., um richtig zu gedeihen,
brauchen die Tierchen einen genügend
großen Käfig, der ihnen Bewegungsfreiheit
läßt. Ein großmaßstäbliches Drahtnetz zwischen
derben Latzen ausgespannt, gibt genügend
Sicherheit. Fangen die Kleinen das Holz
zu benagen an, beschlägt man die gefahr-
deten Stellen mit dünnem Fled. Nicht
braucht der Käfig, frische Luft auch, aber
Zugluft dürfen die Kleinen nicht bekommen.
Auch sollen sie vor beständigen Regengüssen
einen Zufluchtsplatz in ihrem Gehege
haben. Die Ernährung paßt sich der jewei-
ligen Gegend an: Bucheckern oder Kiefern-
zapfen, Nüsse, dünne Äste, Zweige mit
Knospen usw. Weißbrot mit Milch, fei-
nende Sämereien, ab und zu ein paar
Mehlwürmer oder Käfer als Vederbissen,
das ist der ganze Speisezett. Da die Er-
nährung möglichst nach dem Rezept der
Mutter Natur gestaltet werden soll, wer-
den beispielsweise die Nüsse nicht als
Kerne, sondern in der Schale gereicht.

allzu schwer, diesen zierlichen kleinen Rä-
uber zu fangen, der so leicht im Revier lästig
wird, weil er ein unverbesserlicher Eier-
räuber und Störenfried ist.

Als Hausfreund kann das Eichhörnchen
ein reizender Gesellschafter sein. Ihre Ge-
wandtheit und ihre possierlichen Gebärden
lassen sie wie richtige Affchen wirken und
sie werden, wenn jung eingefangen, ebenso
zahm wie diese. Die Aufzucht solcher junger
Tierchen muß natürlich vorchriftsmäßig
erfolgen, d. h., um richtig zu gedeihen,
brauchen die Tierchen einen genügend
großen Käfig, der ihnen Bewegungsfreiheit
läßt. Ein großmaßstäbliches Drahtnetz zwischen
derben Latzen ausgespannt, gibt genügend
Sicherheit. Fangen die Kleinen das Holz
zu benagen an, beschlägt man die gefahr-
deten Stellen mit dünnem Fled. Nicht
braucht der Käfig, frische Luft auch, aber
Zugluft dürfen die Kleinen nicht bekommen.
Auch sollen sie vor beständigen Regengüssen
einen Zufluchtsplatz in ihrem Gehege
haben. Die Ernährung paßt sich der jewei-
ligen Gegend an: Bucheckern oder Kiefern-
zapfen, Nüsse, dünne Äste, Zweige mit
Knospen usw. Weißbrot mit Milch, fei-
nende Sämereien, ab und zu ein paar
Mehlwürmer oder Käfer als Vederbissen,
das ist der ganze Speisezett. Da die Er-
nährung möglichst nach dem Rezept der
Mutter Natur gestaltet werden soll, wer-
den beispielsweise die Nüsse nicht als
Kerne, sondern in der Schale gereicht.